Heinrich Reuss,

Jüdische Märchen und Sagen

Verlag Louis Lamm, Berlin


The Bnai Brith Library of Jewish Literature
University of Illinois

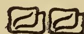
JÜDISCHE MÄRCHEN

und Sagen

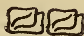
von

Heinrich Reuss

Verfasser preisgekrönter Märchen



Zweite, vielfach vermehrte Auflage



Berlin 1921

Verlag von Louis Lamm

Das Chanukkahmännchen.

Perez und Serach waren zum Lichtanzünden am ersten Chanukkahabend „in Schulen". Beim dritten Segensspruch, der „Schehechejonu", stiess Perez seinen Bruder an und flüsterte ihm zu: „Sieh doch das Chanukkahmännchen, wie es mit seinem langen weissen Bart neben dem Chasan steht!" „Wer?" fragte Serach. „Das Chanukkahmännchen," antwortete Perez. „Nein, ich kann es nicht sehen," sprach Serach. „Dann musst du blind sein," fing Perez an. „Ich seh' es deutlich zur rechten Seite des Vorbeters. Jetzt zündet das Männchen, und nicht der Chasan das Chanukkahlicht an." „Du sprichst wohl im Fieber," sagte Serach. „Jeder andere wird mit mir nur unseren alten Chasan das Licht anzünden sehen. Lass einmal deine Stirn befühlen!" Und Serach legte seine Hand auf die heisse Stirn des Perez. „Ja, es stimmt schon," sagte Serach, „nach dem Entzünden musst du dich wegen Fiebers ins Bett legen." Dann betete er mit der Gemeinde das Maariv.

Während des Betens hörte er die aufgeregten Rufe des Perez: „Jetzt sitzt das Männchen in der ers Bankreihe. . . . . . Das Männchen hat mir zugewinkt. . . . . . Das Männchen sagt Kaddisch mit." Er hatte richtige Angst um seinen

Bruder und zog ihn nach Schluss des Gottesdienstes mit Gewalt aus „der Schulen“ in die abenddunkele Strasse, in der jetzt die Laternen aufflammten. Der Menschenverkehr war lebhaft. Serach liess Perez los, um Entgegenkommenden auszuweichen. Als er sich nach seinem Bruder umsah, war dieser verschwunden. Er wartete eine lange Zeit, er rief nach Perez; alles vergebens. Darum ging er allein ins Elternhaus und erzählte dort den Vorfall.

Perez aber hatte das Männchen in der Strasse gesehen und war ihm in ein Haus in einer dunkeln, schmalen Gasse gefolgt. Drei alte, ausgetretene Treppen stiegen sie hinauf und traten dann in eine niedrige Dachstube ein. Perez war auf der Treppe wiederholt gestolpert und wäre wohl hinabgestürzt, wenn sein Begleiter ihn nicht gehalten und geführt hätte.

„Wer ist da?“ fragte eine schwache Stimme, die aus der Ecke kam.

„Ein guter Freund!“ antwortete Perezens Beschützer, und er holte aus seiner Tasche eine Kerze heraus und zündete sie an. Nun sah Perez in einem Alkoven eine alte kranke Frau mit weissen Haaren, grossen, tiefliegenden Augen und hohlen Wangen. Ihre fleischlosen Hände lagen regungslos auf der schwarzweissen Bettdecke.

Die Greisin wollte fragen, aber das Chanukkahmännchen, welches nun ein würdiger, stattlicher Mann war, kam ihr zuvor und sagte:

„Wir werden euch, arme kranke Frau, nicht lange belästigen. Weil das Fest der Lichtweihe ist und euer Mann diese Nacht nicht nach Hause kommt, wird mein Freund Perez an dieser Menorah“ — und er stellte einen silbernen, acht-

armigen Chanukkahleuchter auf den Tisch — „das Licht anzünden. Und dann wird er für euch zum Bäcker gehen und Weissbrot holen, damit ihr nicht hungrig einschlafet. Und für dieses Geld wird euer Mann morgen Brot und Fleisch und alles einkaufen, was ihr zum Leben braucht."

Die Frau wollte wieder sprechen, aber schon zündete Perez mit dem „Schammess" das Kerzchen im silbernen Leuchter an. Er lobte zuvor Gott, der befohlen hat, das Chanukkahlicht anzuzünden; der den Vätern in jenen Tagen Wunder erwiesen und der die Anwesenden diese Zeit hat erleben lassen. Dann strahlte das bescheidene Lichtchen auf. Die kranke Frau richtete sich mühsam im Bette auf und lauschte mit aufmerksamen Ohren dem „Moaus zur jeschuossi", das der Wohltäter und Perez gemeinsam anstimmten. Solch schönen Gesang hatte die Frau ihr Lebenlang noch nicht gehört. Jetzt musste Perez das Abendbrot besorgen.

Als er zurückkam, lagen auf dem Tisch hundert im Scheine der silbernen Menorah glänzende Goldstücke. Aber der Spender war verschwunden.

„Wer war der Mann?" fragte die Kranke.

„Kennt ihr es auch nicht?" antwortete Perez. „Das war ja das Chanukkahmännchen. Ich habe es schon in der Schul gesehen. Dort hat es mir zugewinkt und ich bin ihm hierher gefolgt."

„Du bist ein von Gott begnadeter Knabe, dass du dieses grosse Glück hattest. Ich habe in meiner Jugend viel von ihm gehört, es aber niemals mit eigenen Augen gesehen. Jetzt, wo unsere

Not so gross ist, hat Gott es zu mir geschickt. Wie wird sich mein armer Mann freuen! Weil er zu schwach zur Arbeit ist, ist er betteln gegangen. Wir hatten kein Krümchen Brot im Hause. Ihm ist nichts anderes übrig geblieben, wenn wir nicht verhungern wollten. Aber nun hat die Not ein Ende. Gott sei Lob, der an uns Wunder geschehen liess.“

Perez verabschiedete sich und ging ins Elternhaus. Dort war grosse Sorge um ihn, und alles atmete erleichtert auf, als er in die von den Chanukkahlichtern erhellte Stube trat.

Er erzählte, was er erlebt hatte.

Aber der Vater tat, wie Serach getan hatte. Er fühlte Perez an die Stirn und sprach ernst: „Lieber Junge, du hast hohes Fieber, du musst auf der Stelle zu Bett!“

Und dabei blieb es.

Am andern Tage besuchte der Vater das Dachstübchen, das Perez genau beschrieben hatte. Da erzählte die Frau alles ebenso wie Perez, und ihr heimgekehrter Mann zeigte die hundert Goldstücke und die Chanukkahmenorah.

Da fühlte der Vater an seine Stirn, ob auch nicht er selber etwa Fieber habe. Perez durfte nun aufstehen.

Das Chanukkahmännchen hat er zwar nicht mehr gesehen, aber er hat in seinem langen glücklichen Leben sehr oft die Armen und Kranken besucht und sie stets durch seine herzliche Liebe beglückt.

———

Das Waisenkaddisch.

In Sepphoris lag eine römische Kohorte. Sie sollte für Ordnung sorgen, verübte aber gegen die Juden oft grosse Gewalt. Sehr roh und frech war Saul, selbst ein Jude, dem es grossen Spass bereitete, wenn er seinen bedrückten Volksgenossen einen bösen Streich spielen konnte. Saul hatte keine Eltern mehr. Seine gewalttätige Natur hatte er von seinem Vater geerbt, der seine letzten Lebensjahre als Wegelagerer und Räuber verbracht hatte. Um seinen Sohn Saul hatte er sich nicht bekümmert, und so wuchs dieser als Strolch auf. Er liess sich dann von den Römern als Soldat werben.

Saul fand Gefallen daran, die Mitglieder der grossen Synhedrions zu beleidigen. Er vergriff sich eines Tages an einem gelehrten, frommen Rabbi und sperrte ihn ohne Grund in das Gefängnis. Dort verhöhnte er ihn. Der Rabbi ertrug allen Schimpf ohne Widerrede. Als Saul ihn sogar schlug, sprach der Rabbi, der Saul als Juden erkannte: „Du wirst einst büssen müssen, wie dein Vater schon jetzt büsst."

Saul wurde blass und hörte auf, den Rabbi zu quälen. Er hatte schon oft über seine Eltern nachgefragt. Nichts konnte er über sie erfahren. Jetzt befiel ihn eine grosse Angst. Er liess den

Rabbi frei und bat ihn um Verzeihung. Der freute sich über den plötztlichen Sinneswandel seines Peinigers und sprach: „Möge dir Gott verzeihen, wie ich dir verzeihe. Suchst du Belehrung oder guten Rat, dann komme zu mir, dem Rabbi Simon bar Jochai.“

„Ich habe schon sofort eine Bitte,“ sprach Saul. „Ich möchte meinen Vater sehen und sprechen.“

Der Rabbi sprach: „Dein Vater ist tot. Ueber die Toten hat nur Gott Gewalt. Aber flüchte in die Wüste, vielleicht fällt dort der Schleier von deinen Augen.“

Der Rabbi verliess ihn. Dunkle Schatten hatten sich über Sepphoris niedergelassen. Am blauen Himmel funkelten die Sterne. Saul stürmte unruhig in die Nacht hinaus. Immer weiter trugen ihn seine Schritte. Immer einsamer und unwirtlicher wurde die Gegend. Jetzt stand er vor einem tiefen, schwarzen Abgrund.

Entsetzliches Klagegeschrei, grausenerregende Weherufe drangen in sein Ohr. Ein Schaudern rieselte über seinen Körper.

Da schossen plötzlich riesige Feuergarben aus der Tiefe empor. Im Feuerschein gewahrte er Rauch und Qualm, die ihn umhüllten. Die Hitze war unerträglich, der Schwefelgeruch schnürte ihm die Kehle zu. Saul wollte dorthin zurückgehen, von wo er gekommen war. Doch rings um ihn loderten die Flammen. Er stand auf einem Berge, der sich aus der Mitte eines Flammenmeeres erhob. Doch sieh! Jenseits der roten Glut stiegen weisse Hügel empor. Es waren Eisschollen, die sich in riesiger Grösse aufeinander

türmten. Und von ihnen rollten und stürzten Scharen von Männern und Weibern herab, klagend und schreiend, und allesamt mit einer schweren Bürde belastet. Jetzt kamen sie dem Feuer zu nahe. Sie warfen sich, vor Schmerzen brüllend, zu Boden. Doch im kochenden Wasser wurden sie verbrüht. Schreiend erhoben sie sich und kletterten die Eisberge hinan mit der Traglast, die mit eisernen Ketten auf ihren Schultern befestigt war. Sie hatten den Eisberg fast erstiegen. Da schmolz er vor der Feuersglut wie Wachs zusammen. Sie rollten und stürzten wieder hinab ins Feuermeer. Entsetzlich! Der Kreislauf schien unendlich zu sein, vom Feuer ins siedende Wasser, vom Wasser in den erstarrenden Frost, vom Frost in die verdorrende Hitze!

In dem Toben, Zischen, Krachen dieses Gehinnom schwanden Saul die Sinne.

Als er wieder zu sich kam, funkelten friedlich über ihm die Sterne; das Wehklagen war verstummt, der Feuerschein erloschen, der Rauch verzogen. Aber vor ihm stand im Totenhemd eine Jammergestalt mit einer Last auf dem Rücken. Die Ketten klirrten bei jeder Bewegung.

Sie beugte sich über den am Boden liegenden Saul und sprach: „Ich bin dein Vater, Saul. Hast du gesehen, wie ich in der Mitternachtsstunde im Höllenfeuer für meine Sünden büsste? Seit zwanzig Jahren werden mir die Nächte zur entsetzlichen Qual. Unstet und flüchtig irrt meine Seele an den Stätten meiner Missetaten umher. Nirgends findet sie Ruhe, nirgends Rast. Die weite Erde gestattet mir kein Plätzchen zu ruhi-

gem Schlafe. Am Tage irren wir Sünder als Hunde, Füchse, Wölfe, Hyänen und Sehakale in der Wüste umher. Die Nacht vereinigt uns an dieser Marterstätte."

„Und was trägst du auf dem Rücken?" fragte Saul.

„Es ist die Last meiner Sünden," antwortete der Vater. „Ich kann sie nicht los werden. Ewig drückt sie mich nieder."

„Welches sind deine Sünden?" fuhr Saul fragend fort.

„Deine Mutter habe ich durch Trunk, Spiel, Zank und Misshandlung ins Grab gestossen. Dich, meinen Sohn, habe ich nach ihrem Tode auf die Strasse geworfen und dem sittlichen Tode ausgesetzt. Die Wanderer habe ich überfallen und beraubt, bis ich zuletzt in einem Streite mit einem Diebsgenossen erschlagen wurde," so schloss der Vater.

„Mich jammert dein Elend, das du selbst verschuldet hast. Gibt es keine Erlösung aus deinen Leiden?" fragte Saul.

„Ich weiss es nicht. Ich glaube es nicht. Ich muss die Ketten meiner Laster durch die Ewigkeit tragen. Am meisten bedrückt mich, was ich an dir gesündigt habe. Auch dir wird einst mein Los zu teil," so sprach der Büssende.

„Das verhüte Gott," sprach abweisend Saul. „Ich will ins gesittete Leben zurück und für dich und mich schaffen. Gott sei dir gnädig, mein Vater!"

Als es Tag wurde, lenkte Saul seine Schritte nach Sepphoris zu Rabbi Simon bar Jochai, dem er alles erzählte.

Der Rabbi sagte: „In deiner Macht liegt es, deinen Vater zu erlösen. Was er gefehlt, musst du wieder gut machen. Er hat sich von Gott abgewendet, du musst zu ihm zurückkehren. Er hat Gottes Namen entweiht, du musst ihn heiligen. Willst du es tun trotz deines Alters?"

Saul warf sich dem Rabbi zu Füssen und gelobte: „Dein Diener will ich sein, durch dich will ich den Gott meiner Väter kennen lernen."

Rabbi Simon wurde sein Lehrer. Saul lernte lesen, schreiben und beten. Er erlernte die Gebote Gottes und erfüllte sie. Wenn Rabbi Simon in grosser Versammlung das Wort Gottes vorgetragen hatte, dann schloss Saul mit den Worten: „Geheiligt sei der Name des Erhabenen in der Welt, die er nach seinem Willen geschaffen und regiert. Der Name des Hochheiligen sei gelobt!"

Nach einem Jahre suchte Saul die Gegend des Schreckens in dunkler Nacht auf. Er konnte sie nicht finden. Müde setzte er sich an den Rand des Weges und schlief ein.

Da hörte er im Schlummer die Worte des Vaters: „Du hast mich aus dem Ge-hinnom erlöst, Saul. Dein Kaddischgebet hat mir die ewige Ruhe verschafft. Nun schläft mein Fleisch sicher in der Erde und meine Seele weilt im Reiche der Geister. Gott, der mir Frieden gewährt, er gebe dir seinen Frieden schon auf Erden und in aller Ewigkeit."

Saul wurde der Lieblingsschüler des grossen Rabbi Simon bar Jochai.

———————

Jose, der Wiedererwecker seines Vaters.

Zwei Rabbis waren auf der Wanderung.

Da liess sich aus der Luft eine weisse Taube auf die Schulter des einen Lehrers nieder und fing an zu girren, glucksen und piepsen. Der Rabbi meinte: „Diese Taube kommt mir wie gerufen. Wie Noah will ich sie als Boten aussenden. Fliege, mein Täubchen, hin zum kranken Rabbi Saphra und sage ihm, er solle nicht erschrecken, wenn gleich zwei gute Freunde ihm einen Krankenbesuch abstatten werden. Wir kommen in Freuden zu ihm!"

Es dauerte nicht lange, da kam die Taube zurück und berichtete: „Rabbi Saphra ist bereits genesen; aber er bangt sehr um seinen Freund, den berühmten Rabbi Abba, der jetzt im Sterben liegt."

Wie die beiden Rabbis weiterschreiten, kommt ein Rabe geflogen und spricht: „Rabbi Abba ist soeben gestorben." Da liessen die Lehrer von ihrem Plane, Rabbi Saphra zu besuchen, ab und beschlossen, dem toten Rabbi Abba die letzte Ehre zu erweisen.

Im Trauerhause angekommen, sahen sie Jose, den unmündigen Sohn des verstorbenen Rabbi, allein am Totenlager des Vaters stehen. Er weinte laut und hub im grössten Herzeleid an zu

sprechen: „Meister der Welt! Du hast befohlen, dass wenn jemand auf seinem Wege ein Vogelnest trifft, eine Mutter lagernd auf den Eiern oder den Küchlein, so soll er die Mutter frei entlassen, die Jungen mag er sich nehmen. Erfülle doch selbst dies dein Gebot! Wir sind zwei Kinder, meine jüngere Schwester und ich. Uns beide musstest du nehmen. Statt unserer aber hast du unsere Mutter hinweggenommen. Und jetzt hast du den verwaisten Küchlein noch den geliebten Vater entrissen!"

Bei diesen Worten des Knaben weinten die harten Männer, die beiden Rabbis, und alles Volk, das in grosser Zahl gekommen war, um den lieben Lehrer zu betrauern.

Jose presste nun mit Leidenschaft seine Lippen auf den welken Mund des toten Vaters lange, lange, als wolle er nicht von ihm lassen. Und eine feuerige Wand trennte Jose und seinen Vater von der umgebenden Menge.

Da hallte eine Stimme durch die Reihen: „Heil dir, Rabbi Abba! Die Worte und Tränen des unschuldigen Lämmchens Jose sind zu Gottes Throne emporgestiegen und haben das über dich verhängte Urteil umgestossen. Zweiundzwanzig Jahre sind deinem Erdenleben hinzugefügt worden, auf dass du deine Kinder erziehen und versorgen kannst."

Die Scheidewand aus Feuer war gewichen. Immer noch war Jose über seinen Vater gebeugt, Mund ruhte auf Mund. Und sieh! Der Vater öffnete die Augen zum Leben. Jose aber lag auf der Brust des Vaters, als wäre er aus dieser Welt abgeschieden. Ein Rabbi sagte: „Heil uns!

Wir haben mit eignen Augen die Wiedererweckung eines Toten gesehen."

Rabbi Abba aber öffnete den Mund zur Rede und sprach zu den beiden Rabbis: „Was ich in jener Welt gesehen habe, darf ich erst in zwölf Jahren enthüllen. Nur das will ich sagen: Die dreihundertsiebenzig Tränen, die mein Sohn Jose um mich vergossen hat, haben sich durch alle Wolken und Welten zu Gottes Thron hindurchgerungen. Und als er das Wort vom Vogelnest sprach, da erbebten alle Säulen im göttlichen Thronsaale, alle Sitze wankten. Die Seelen und Engel erhoben sich und erflehten das Erbarmen Gottes für mich und meinen Sohn. Metatron, der höchste Schutzgeist, aber sprach: „Aus dem Munde der Kinder und Säuglinge hast du dir eine Macht gegründet, um deiner Feinde willen, um zu vertreiben den Feind und Rachgierigen. So beschwichtige den Engel des Todes, dass er Rabbi Abba freigebe um seines Kindes Jose willen!" So gab mich Gott dem Leben wieder."

Ein Rabbi bemühte sich um den noch immer geistesabwesenden Knaben Jose. Da wachte er wieder auf, und Vater und Sohn kosteten die hohe Wonne des Wiedersehens.

Herz und Leib.

Herz und Leib, zwei ehrbare Kaufleute aus Krummstadt, befanden sich auf der Reise zur Frankfurter Messe. Durch den Spessart war das Tunnel für die Eisenbahn noch nicht gebohrt und über ihn verkehrte auch kein Postwagen. Deshalb fuhren sie auf Schusters Rappen. Für einige Tage hatten sie sich mit Wegzehrung versehen. Sabbath schon hofften sie in einer Garküche sich gütlich tun zu können. Aber bis Frankfurt war es noch weit, und heute war erst Mittwoch. Darum schritten sie rüstig vorwärts vom Morgen bis zum Mittag. Als sie in der Gluthitze den Bergzug erklommen hatten, trat ein alter Mann an sie heran. Er hielt ihnen die zitternde Hand entgegen und jammerte: „Gebt mir um Gotteswillen ein Stück Brot! Ich habe mich im Walde verirrt und faste zwei lange Tage."

Da erbarmte sich der Mann, der Herz hiess, des Verirrten und Hungernden. Er schnürte sein Ranzel auf, entnahm ihm Brot und Käse, bot beides dem Bittenden, liess ihn sich unter einen Baum setzen, und gab ihm immer wieder, wenn der das Dargebotene gierig verschlungen hatte. Darüber verwunderte sich Leib, Herzens Reisegefährte. Vorwurfsvoll sprach er zu Herz: „Was

machst du da? Du behältst ja nichts für dich zurück. Verlass dich ja nicht auf mich! Ich habe selbst nur knapp Leibesstärkung.“ Aber Herz erwiderte ruhig: „Was habe ich von dir zu fordern, mein lieber Bruder? Ich werde dich sicherlich nicht um irgend etwas angehen. Aber du musst es mir nicht übelnehmen, dass ich mich selbst von meinen lästigen paar Brocken befreie,“ und er schenkte dem durstigen armen Manne einen Labetrunk ein.

Leib machte sich ärgerlich allein auf den Weg.

Als der Arme gesättigt war, hatte Herz nur noch ein Stück Brot im Bündel. Das gab er dem Alten zur Vorsicht mit auf den Weg. Dann setzte er seine Reise allein fort.

Es waren einige Stunden vergangen. Herz war müde und setzte sich zur Rast unter einen schattigen Baum. Bald schlummerte er ein.

Ein wüster Geselle kam des Weges und sah den Schlafenden. „Heute habe ich aber Glück!“, sprach er leise, und er schlich sich an Herz hinan, um ihn zu berauben, vielleicht auch, um ihn zu töten. Doch er fiel, wie in eine Feuergarbe gehüllt, schreiend zu Boden und starb an den Brandwunden.

Vor dem Klagegeschrei erwachte Herz und starrte entsetzt auf die verkohlte Leiche vor sich.

Nicht lange stand er so sprachlos da. Denn Leib kam herangestiefelt und fragte hastig: „Lebst du noch, Herz? Ich glaubte schon, du seist geköpft oder verbrannt. Ich sass ungefähr tausend Schritt zurück am Wege und wollte meinen Leib stärken. Da wurde ich von hinten mit Stockschlägen auf den Kopf überfallen und aus-

geraubt. Nach einiger Zeit erholte ich mich von dem Schrecken und den Schmerzen und folgte heimlich dem Räuber hierher nach. Da hatte ich eine merkwürdige, wunderbare Erscheinung. Wie der Wegelagerer zu dir abbog, da sah ich eine haushohe Lichtgestalt, die feurige Kugeln auf den Räuber schleuderte. Seine Kleider fingen Feuer und bei lebendigem Leibe ist er verbrannt. Du aber bist unversehrt. Du kannst Gott nicht genug für die doppelte Rettung danken."

„Jetzt geht mir ein Licht auf," sagte Herz tief aufatmend. „Ja, Gott sei gelobt!"

„Aber ich bin nun ein Bettler," klagte Leib. „Der Halunke hat mich ja ganz ausgeplündert, und mit ihm ist sein Raub vernichtet."

„Du bist nicht arm, Leib, wenn du ein gutes Herz hast," sagte Herz. „Mir blieb durch Gottes Wunder mein ganzes Reisegut verschont. Es soll mit dir geteilt werden."

„Ich nehme es an," sagte Leib, „aber nur als geliehen."

Zu Sabbath waren sie wahrhaftig mit heilem Leibe in Frankfurt, der Mutter in Israel und Stadt am Maine. Dort waren die Juden gar fromm und von besonderem Adel der Gesinnung. Darum fühlten sich die Krummstädter sehr wohl in Frankfurt.

Weil sie beide aus Lebensgefahr errettet worden waren, liessen sie sich zur Thora aufrufen und sprachen dann vor der aufhorchenden Gemeinde den Segensspruch des Gaumelbenschens.

Zu Mittag assen sie in der Garküche gesetzten Reis mit einem dickfetten Huhn. Leib war der Gast seines Reisegenossen Herz.

Als Leib mit dem Essen fertig war, sagte er: „Das habe ich nun eingesehen, lieber Freund: es geht nichts über ein gutes Herz und über ein fettes Huhn. Ich bin lekowaud Schabboss so satt, dass ich kaum meinen Leib tragen kann. Ich habe es ja auch immer gesagt: Von etwas Gutem kommt nichts Schlechtes." Darauf hielt Leib mit seinem guten Herzen das vorgeschriebene Sabbathschläfchen.

Herz aber nahm seine Tefilloh und las in den Sprüchen der Väter.

Elijah, der Baumeister.

I.

Der Rabbi Jedidjah hatte fünf Kinder und viele Bücher. Die Kinder hielten sich bei der Mutter auf, und er sass Tag und Nacht über den Büchern. In diese vertiefte er sich so sehr, dass er kaum an Essen und Trinken dachte. Er suchte im Worte Gottes die tiefsten Geheimnisse und geriet ins höchste Entzücken, wenn er etwas entdeckte, worauf noch kein Meister vor ihm gestossen war. Schlafen und Essen gewöhnte er sich ab, weil sie ihn störten und ihm die Zeit verkürzten. Wenn ihm sein treues Weib zu Mittag ein Stück Brot, mit Salz bestreut, brachte, blickte er sie gross an, als wäre sie eine Fremde, die er nicht kannte. Und wenn sie sagte: „Rabbi, steige aus dem lichten Himmel auf eine kurze Zeit herab auf die dunkle Erde und lass auch deinem Leib sein Recht werden!“ da wusste er erst gar nicht, was er mit dem Brote anfangen sollte. Dann verschlang er hastig, was vor ihm stand, und dachte weiter nach über Gott und seine Lehre.

„Ja, wovon lebt denn Rabbi Jedidjah?“, fragten die Nachbarn. „Er baut nicht das Feld, er hütet nicht die Schafe, er macht nicht Stiefel, nicht Kleider, nicht Werkzeuge, wie wir es trei-

ben müssen, um des Leibes Notdurft zu beschaffen. Er sinnt und sinnt, er lernt und lernt. Einmal müsste er doch ausstudiert haben."

Aber Jedidjah lebte ja von dem Brote, das ihm seine Frau vorsetzte. Und je mehr er lernte, desto mehr kam ihm die Erkenntnis, dass er nichts wisse, und darum dachte er weiter nach.

Andere Leute sagten: „Jedidjah heisst Liebling Gottes, und wen Gott lieb hat, dem gibt er im Schlafe, was er zum Leben braucht."

Das war wohl schön gedacht, traf aber bei unserm Rabbi doch nicht zu. Denn er lebte bisher von dem väterlichen Erbe seiner Frau.

Diese trat aber eines Morgens betrübten Gesichtes in die Stube mit den vielen Büchern. Er sass und hatte zehn zu gleicher Zeit vor sich aufgeschlagen und merkte nichts von seiner Frau und las aus einer Pergamentrolle: „Und gäbe einer alles Vermögen seines Hauses hin um die Liebe, verachten würde man ihn."

Da sprach seine Frau: „Nein, mein Rabbi, die Liebe macht nicht satt. Du hast bisher Gottes Lehre über alles geliebt. Nun liebe auch deine fünf Kinder und sorge, dass sie am Sabbath etwas zu beissen haben. Leer ist der Beutel, leer ist der Schrank, und morgen am Abend beginnt der Sabbath."

Jedidjah war wie aus dem Himmel gefallen, aber er ward nicht böse, sondern sagte: „Und doch ist das Wort wahr, dass starke Fluten das Feuer der Liebe nicht löschen können, nämlich deine Liebe zu mir und den Kindern, denen du bisher Vater und Mutter zugleich warst. Aber jetzt, wo Not an Mann ist, will ich zu Markt

gehen und versuchen, einige Sekel zu verdienen, damit wir nach alter Weise den Sabbath feiern können."

Und Jedidjah ging zum Markte.

II.

Fette Lämmer konnte er nicht vor sich hertreiben und Gemüse nicht feil bieten. Auch Hühner, Enten, Gänse und Fische, die als Sabbathspeise nicht zu verachten sind, hatte er nicht anzubieten. Womit also Geld verdienen?

Aber er hatte ja Hände und Füsse, er konnte laufen und tragen. Er wollte den Händlern und Käufern sich als Boten anbieten und warf einen bittenden Blick zum Himmel, damit ihm von dort Hilfe werde.

Wie er sich nun durch die Menge der Marktleute schiebt, fasst ihn ein Mann am Arme und sagt: „Jedidjah, ich kenne die Not in deinem Hause und bin dein Diener, durch den du heute reich werden sollst."

„Halte mich nicht zum Narren, guter Mann!" mahnt Jedidjah. „Ich weiss ganz gut, dass ich heute Botendienste leisten muss, um nur einige Sekel in die Hand meines Weibes legen zu können. Kann ich nicht für dich eine Besorgung machen?"

„Sei nicht so bescheiden, frommer und weiser Rabbi!", sagte der Fremde. „Ich bin Elijah, der Prophet, und bin gekommen, dein Sklave zu sein. Gleich wird der Sultan nach einem baukundigen Sklaven Umschau halten. Rühme mich als einen Wundermann, der über Nacht einen Palast er-

bauen kann; aber fordere einen nie gehörten Preis!"

Jedidjah hatte wohl schon mal von Elijah gehört, wusste auch, dass er der Helfer der Armen war. Aber er hatte ihn noch nie gesehen und hielt sich für zu gering und der Hilfe unwürdig.

„Ach heiliger Gottesmann," sagte er, „das wäre ja das Gegenteil der Ordnung. Ich bin der Sklave und du der Herr. So ist's und so soll's bleiben."

Elijah sprach: „Gehorche und rufe: „Kauft, kauft den Sklaven, der Paläste bauen kann!" denn dort kommt schon der Sultan."

Jedidjah musste nachgeben und rief seine Ware aus. Der Sultan hörte die Anpreisung, trat auf Jedidjah zu und musterte den stattlichen Sklaven, der ein so kluges Auge hatte, und fragte nach dem Preise.

Jedidjah zögerte, das Wort wollte ihm nicht über die Lippen. Aber dann stammelte er: „Fünfzig Pfund Gold, denn er baut in einer Nacht einen Palast, der das Doppelte wert ist."

Der Sultan machte zwar grosse Augen, doch dann sagte er: „Es ist viel, und dein Sklave der teuerste auf Gottes Erdboden. Aber wie die Ware, so der Preis. Dein Sklave gehört mir und sei wieder frei, wenn er in meinem Lustgarten ein Sommerhaus gebaut hat."

Jedidjah küsste noch des Propheten Elijah Hand zum Dank und Abschied und erhielt aus dem Schatze des Sultans fünfzig Pfund puren, glänzenden Goldes.

Nun hatte es für immer ein Ende mit seiner Not. Fröhlich feierte er mit seiner Frau im Kreise

seiner Kinder den Sabbath und dankbar gedachten sie des Helfers Elijah.

III.

Der Prophet fühlte sich als Sklave nicht sehr wohl. Darum begann er in selbiger Nacht den Bau des Sommerhauses. Als alles schlief und der Mond sein silbernes Licht in den Lustgarten des Sultans warf, als um die Springquellen die schöne, verführerische Lilith, die Königin der Nachtgeister, mit ihren Genossinnen tanzte, und die Musik der Sterne am klaren Himmel erklang, da breitete Elijah betend seine Hände zu Gott empor und sagte: „Herr, in deinem Namen habe ich einem Menschenkinde Hilfe gebracht, so hilf auch mir, dass ich wieder frei werde."

Alsbald kamen auf den Strahlen der Sterne tausend und abertausend Engel herab und trugen silberne Spaten und Hacken und Schaufeln und Kellen und goldene Hämmer und Sägen und Stichel und Meissel. Aus der Erde hoben sich Wagen aus Kristall mit Rädern von Elfenbein. Und Elijah winkte und mass und gab Anweisungen. Die Engel gruben und schaufelten und fuhren. Sie brachten geschliffene Steine und poliertes Cedernholz vom Libanon und holten Wasser vom Jordan und richteten das Gebäude auf und machten das Dach aus Karfunkelsteinen und setzten Fenster aus Kristall und Türen aus Gold ein.

Als der Morgen graute, flogen die Bauleute zum Himmel auf, und als die Sonne aufging, da strahlte ihr Glanz millionenfach wieder von den Zinnen und den Fenstern.

Der Sultan kam und staunte und traute seinen Augen nicht, denn bei klarem Himmel und bei

leuchtender Sonne wölbte sich über einem neuen Lusthause ein herrlicher Regenbogen.

Der Sultan trat auf Elijah zu und sagte: „Es ist wahr, du bist ein wunderbarer Baumeister; auf Erden ist deinesgleichen nicht wieder. Du bist frei.“

Nach diesen Worten war Elijah den Augen des Sultans entschwunden.

Asmodai.

Als der weise König Salomo den herrlichen Tempel bauen liess, da wurde weder Hammer noch Axt dabei gehört. Diese eisernen Werkzeuge töten, das Gotteshaus aber soll Leben bringen, darum passen sie nicht zusammen. Wie und womit sollten aber die Steine gespalten und behauen werden?

Salomo wusste, dass es einen Wurm gab, der die Kraft hatte, die grössten Felsen im Steinbruche schnurgerade zu spalten. Den wollte er haben, wusste aber nicht, wo er zu finden war. Seine Räte sagten: „Lass doch die Schedim, die Geister des Feldes und Waldes, kommen und bezwinge sie, damit sie dir Bescheid geben, wo der Wurm Schamir zu haben ist!"

Salomo liess die Schedim vor sich kommen, Männlein und Weiblein, und sagte: „Ihr seid jetzt in meiner Gewalt. Ich lasse euch nur dann frei, wenn ihr mir verratet, wo sich der Schamir aufhält."

Da antworteten die Geister: „Wir sind nicht allwissend. Vielleicht weiss es aber Asmodai, der König der Schedim."

„Wo hält denn der sich auf?" fragte sie Salomo weiter.

Da verrieten die Schedim ihren König und erzählten: „Am Fusse des Oelberges hat sich As-

modai einen Brunnen gegraben, ihn mit Wasser gefüllt und mit einem schweren Steine zugedeckt. Auf den Stein aber hat er sein Siegel gedrückt. Tag für Tag steigt er zum Himmel empor und sitzt mit im himmlischen Gerichte! Wenn dort die Sitzung zu Ende ist, steigt er wieder zur Erde herab und treibt hier sein Wesen. Vom Auf- und Absteigen, vom Hin- und Herrennen wird er matt und durstig. Drum geht er zum Brunnen und prüft, ob alles in Ordnung ist. Wenn er das Siegel unverletzt findet, deckt er den Brunnen auf und trinkt. Hernach geht er weg und lässt seinen Brunnen wieder unter Stein und Siegel zurück."

Nach dieser Auskunft entliess der König die Schedim. Er sandte aber seinen ersten Geheimrat, Benajah, zum Oelberg und gab ihm drei Dinge mit: eine Kette, in deren Ringe der Name Gottes eingegraben war, ein Bündel Schurwolle und einige Schläuche Wein. Mit diesen Mitteln sollte Asmodai gefangen werden. Der weise König gab ihm dazu folgende Befehle:

„Neben dem Brunnen Asmodais gräbst du eine Grube, die muss aber viel tiefer sein als der Brunnen. Dann bohrst du aus deiner Grube ein Loch in den Brunnen Asmodais, damit aus ihm alles Wasser in deine Grube abläuft. Wenn der Brunnen leer ist, verstopfst du das Bohrloch mit der Schurwolle wasserdicht. Nun bohrst du aus deiner Grube viel weiter oben ein zweites Loch in Asmodais Brunnen und lässt den Wein aus deinen Schläuchen in den Brunnen hineinlaufen. Wenn dann Asmodai aus seinem Brunnen trinkt, säuft er Wein anstatt Wasser, er wird berauscht und du kannst ihn mit der Kette fesseln. Gib

aber acht, dass du die neue Grube wieder so zudeckst, dass er nichts von ihr merken kann. Auch darf der Brunnen Asmodais äusserlich nicht beschädigt werden."

Benajah befolgte getreulich des Königs Befehl. Er liess das Wasser aus dem Brunnen ablaufen und füllte ihn mit Wein.

Als alles in schönster Ordnung war, kletterte der Geheimrat auf einen Baum und wartete der Dinge, die da kommen sollten.

Asmodai stellte sich auch richtig ein. Er hatte brennenden Durst, untersuchte genau sein Siegel auf dem Brunnendeckel und fand es unversehrt.

Da hob er den Stein ab und kostete. „Holla," rief er, „das ist ja edler Rebensaft! Wer wird Wein trinken! Der Wein ist ein Spötter, er macht den Weisen töricht. Nein, daraus wird nichts. Ich trinke entschieden nicht." Aber Asmodais Durst quälte und machte seinen festen Vorsatz zu Wasser. Erst nippte er, dann kostete er, zuletzt schlürfte er in vollen Zügen, bis der Brunnen leer war. Bald stellte sich auch die Wirkung des Weines ein. Asmodai wankte und schwankte und legte sich an den Boden und schlummerte ein.

Nun war auch des Königs Geheimrat nicht faul. Wie ein Eichhorn kletterte er schnell vom Baum herunter und legte Asmodai die Kette um den Hals und schloss sie fest.

Als Asmodai wieder erwachte, war er gefesselt in Menschenhänden.

Wohl rüttelte und schüttelte er an der Kette und suchte sie mit seiner gewaltigen Kraft zu sprengen. Aber sie war unerschütterlich, weil

sie Gottes Namen trug und er diesen nicht beschädigen durfte. So fügte er sich nnd folgte dem Geheimrate wie am Gängelbande.

Unterwegs lehnte sich Asmodai an einen Palmbaum und brach den Stamm entzwei.

Er sah einen Blinden, der vom geraden Weg abgeirrt war, und führte ihn auf den rechten Weg. Darüber wunderte sich Benajah, der Geheimrat, und sprach: „Verleugnest du so deine Natur? Ich meinte immer, du seist der Böse. Kann der Böse auch Gutes tun!“

Asmodai sprach: „Freilich bin ich der Böse, muss aber doch Gott gehorchen. Diesem Blinden darf ich nichts Uebles zufügen. Er ist im Himmel gut angeschrieben.“

Sie begegneten einem Trunkenbold, der schief geladen hatte und in den Strassengraben gefallen war. Asmodai nahm ihn an der Hand und geleitete ihn sicher in sein Haus. Benajah fragte: „War auch diese Jammergestalt der Hilfe wert?“ „Nein,“ erwiderte Asmodai, „der Säufer fährt hinab ins sichere Verderben; darum soll er hier auf Erden geniessen, was er Gutes zu fordern hat.“

Als sie weiter gingen, zog ein Brautpaar an ihnen vorüber. Die Musikanten spielten, die Spassmacher wagten tolle Sprünge, die Hochzeitsgäste klatschten in die Hände, die Braut trug einen Rosenkranz im Haar und blickte froh in die Ferne. Da weinte Asmodai und seufzte.

„Du bist ein rechter Krummrickel,“ sagte des Königs Geheimrat. „Wenn andere lachen und lustig sind, weinst und stöhnst du. Was ist dir denn nun über die Leber gelaufen?“

Asmodai sagte: „Ihr blöden Menschen könnt kaum über euren Schatten hinaussehen und freut

euch, wenn die lebende Stunde lacht. Was wisset ihr vom Morgen? Diese glückliche Braut ist schon in drei Tagen eine trauernde Witwe und wird dreizehn Jahre auf den zweiten Mann warten müssen."

Nun gingen sie an eines Schusters Werkstätte vorüber. Meister Dünnleder klopfte aufs Fell und hörte zu, wie ein stämmiger Mann zu ihm sagte: „Meister, nimm nur gutes Leder, damit meine Schuhe sieben Jahre halten!"

Asmodai lachte laut über diese Worte und Benajah fragte: „Was gibt's da zu lachen? Hat der Mann nicht recht, dass er Meister Dünnleder auf die Seele bindet, nur starkes Leder zu verwenden?"

Da antwortete Asmodai: „Was nützen denn dem Kunden die stärksten Schuhe? Er wird sie selbst nicht mehr tragen. Er hat kaum noch sieben Tage zu leben. Er hätte sich lieber vom Schreiner das Mass zu seinem Sarge sollen nehmen lassen. Morgen wird er sterben."

Sie begegneten einem Zauberer, der vor einem Haufen Zuschauer seine schwarze Kunst trieb. Asmodai lachte wieder, was das Zeug halten konnte.

„Diesmal hat dein Lachen Grund," sagte der Geheimrat. „Es ist zum Lachen, dass sich die Leute durch den faulen Zauber des Schwarzkünstlers anführen lassen." Und Asmodai fügte hinzu: „Er will die Leute anführen und betrügen und ist selbst betrogen. Der gute Mann will Gold machen und steht dabei auf éinem reichen Goldschatz, der nur wenige Fuss tief unter ihm in der Erde liegt, und er weiss es nicht."

Endlich waren sie in der Stadt angelangt, aber Asmodai durfte den König noch nicht sehen.

Am ersten Tage fragte er: „Warum verlangt der König nicht nach mir?"

Da sprachen die Diener: „Er hat heute zu viel getrunken." Asmodai nahm einen Ziegelstein und stellte ihn auf einen andern.

Das berichteten die Diener dem König und der sprach: „Asmodai hat euch damit sagen wollen, ihr sollt mir noch viel mehr zu trinken geben, damit ich durch den Wein meinen Verstand verliere."

Am zweiten Tage fragte Asmodai: „Warum verlangt der König nicht nach mir?"

Die Diener antworteten: „Heute hat der König zu viel gegessen."

Da griff Asmodai nach dem oberen Ziegelstein, nahm ihn ab und legte ihn auf den Erdboden.

Als die Diener das dem König meldeten, sprach der: „Asmodai hat euch damit sagen wollen, ihr sollt mir nichts mehr zu essen geben, damit ich verhungere."

Am dritten Tage endlich durfte Asmodai vor dem König erscheinen. Sogleich nahm er einen Stab, mass damit vier Ellen ab, warf ihn hin und sprach: „Wenn du stirbst, bleiben dir auf dieser Erde nur vier kurze Ellen für ein Grab. Warum bist du so ein Nimmersatt? Die ganze Welt hast du dir unterworfen. Warum musstest du auch mich bezwingen?"

Da sprach Salomo: „Ich bin ein König über Menschen und du bist ein König über Geister. Wie könnte ich von dir etwas verlangen? Aber

ich bin in grosser Verlegenheit. Ohne den Schamir kann ich meinen Tempel nicht bauen."

„Ich habe den Schamir nicht," versetzte Asmodai. „Der Herr des Meeres gab ihn dem Auerhahn zur Verwahrung. Der Auerhahn musste aber einen heiligen Eid leisten, dass er zu jeder Zeit auf Verlangen den Schamir zurückgeben wolle.

Der Auerhahn brachte den Schamir, damit ihn die Menschen nicht erhaschen, in ein ödes, kahles Gebirge ohne Baum und Busch. Dort legte er ihn auf unzugängliche Felsenspitzen. Wo der Schamir lag, spalteten sich die Felsen und in die Ritzen streute der Auerhahn den Samen von Bäumen und Sträuchern. Bald war die öde Gegend bewaldet und bot dem scheuen Vogel Wohnung und Nahrung. Dort musst du den Schamir holen."

Des Königs Diener mussten lange suchen, bis sie in einem Walde das Nest des Auerhahns fanden. Aber zuletzt wurden sie seiner doch gewahr und sahen, dass Junge darin waren. Der Geheimrat Benajah stürzte eine grosse Glasglocke über das Nest und die Jungen, versteckte sich mit seinen Leuten im Busche und wartete bis der Auerhahn kam. Da flog dieser auch bald herbei. Und als er die Glasglocke über den Jungen fand und sie nicht umstürzen konnte und von den Jungen getrennt war, da holte er schnell den Schamir aus dem Verstecke und hielt ihn gegen das dicke Glas. Da barst dieses entzwei. In diesem Augenblicke erhoben die Laurer ein lautes Halloh und vor Schreck liess der Auerhahn den Schamir fallen. Mit schnellem Griff erwischte ihn Benajah und brachte den Langgesuchten zur Stadt.

Nun konnte der Tempel gebaut werden. Man legte den Wurm auf die dicksten Felssteine und sie spalteten sich und waren so glatt und gerade, als wären sie poliert worden.

Der arme Auerhahn konnte nun seinen Schwur nicht mehr halten und hat sich aus Gewissensbissen selber erwürgt.

———

Das krähende Pferd und der wiehernde Hahn.

Ein Pferdehändler hatte eine zänkische Frau, der er nichts recht machen konnte, wie sehr er ihr zu gefallen suchte.

Eines Tages hatte er auf dem Markte einen prachtvollen Rappen erstanden und dafür seine ganze Barschaft auf den Tisch gezählt.

Stolz ritt er nach Hause und war fest überzeugt, dass seine Frau ihn wegen des herrlichen Tieres freundlich empfangen werde. Es war aber schon spät in der Nacht, als er vor seinem Hause anlangte. Darum ritt er ans Fenster hinan, klopfte und rief: „Liebe Frau, steh auf, ich komme mit einem Pferde vom Markte!“

Die Frau erhob sich polternd und scheltend vom Lager, zündete die Laterne an und öffnete den Stall, in den der Händler das Pferd führte. Die Frau musterte den Rappen, sah seine glänzenden Haare, den runden Leib, die schlanken, sehnigen Beine, den hohen Hals. Aber sie gönnte ihrem Manne kein gutes Wort und fragte: „Was hast du für den Gaul gegeben?“

„Rat' einmal!“ sagte der Mann.

„Nun,“ sprach sie ärgerlich, „mit dreihundert Mark ist er dick bezahlt.“

Da wurde es dem Manne schwarz vor den Augen, und er getraute sich nicht den wahren

Preis zu nennen. Und als sie auf eine Antwort wartete, da reckte der Rappe seinen Hals, hob seinen Kopf, drückte die Augen zu und rief aus voller Kraft: „Kikeriki!“ und nochmals „Kikeriki“ und zum dritten Mal.

Wie die Frau sich von ihrem Erstaunen erholt hatte, langte sie ihre Hand zum Schlage aus und liess sie auf das erschreckte Gesicht ihres Mannes fallen, so dass es klatschte, und sagte: „Warum hast du keinen Gaul gekauft, der Eier legt? Scher dich mit deinem Hahn zum Satan! Du kommst nicht eher ins Haus, bis du mir die tausend Mark, die du mitgenommen hast, voll wieder auf den Tisch zählst.“

Der Mann war froh, so billig davongekommen zu sein, schwang sich auf das Unglückstier und sauste durch die Nacht dahin. Er war ja selbst sprachlos über seinen Reinfall und wollte sich des sonderbaren Gauls auf dem Markte so bald als möglich entledigen.

Als er mitten in einem dunklen Walde war, stutzte das Pferd und stellte sich auf die Hinterbeine. Vor ihm stand der Satan mit Fledermausflügeln auf dem Rücken und Kälberfüssen und langem Schweife und sagte: „Bürschlein, auf dich habe ich schon die ganze Zeit gelauert. Du reitest ja auf meinem Pferde. Steige nur fein ab und trage deine eigenen Knochen zu Markte.“

Der Händler sprang ab, fiel in die Knie und jammerte: „Ach Herr Satan, schicke mich nicht leer zu meiner Frau, denn die ist tausend mal schlimmer als du. Komme ich ohne das Geld für den Gaul zu ihr, dann bin ich verloren.“

Der Satan grinste, ging in den Busch und holte einen Hahn. Diesen gab er dem Händler

und sagte: „Hier, du dämischer Waschlappen! Mit diesem Hahn wirst du deine Frau Mores lehren," und schwang sich auf den Rappen.

Da reckte das Pferd seinen Hals, drückte die Augen zu, stellte sich auf die Hinterbeine und krähte: „Kikeriki!" und tausendfältig kam der Widerhall des Hahnenrufes aus dem Walde zurück.

Der Satan war aber vom Pferde herabgefallen und sagte zum Händler: „Du, es ist mir leid geworden. Ich kann und kann einmal den Hahnenruf nicht ausstehen. Verkaufe für mich das Pferd auf dem Markte. Das Geld dafür erwarte ich in der nächsten Mitternacht am grossen Birnbaum vor deinem Dorfe."

Dann war der Satan verschwunden.

Mit dem Hahn unter dem Arme bestieg der Händler seinen Rappen und fort ging's wie der Wind.

Als es im Osten dämmerte, krähte das Pferd. Der Hahn wollte aber zeigen, dass er auch etwas beim Satan gelernt habe, und wieherte.

Der Händler erschrak darüber nicht mehr, sondern dachte: „Das gehört sich halt so. Wenn das Pferd kräht, muss der Hahn wiehern. Die Hühner müssen pflügen und die Ochsen Eier legen. Meine Frau soll von jetzt an auf dem Markte mit Pferden handeln, und ich werde waschen, spülen und die Stube scheuern. Das ist ja die neueste Mode, wenn es auch die umgekehrte Regeldetri ist."

Als die Sonne aufging, stieg der Händler mit seinem Hahne auf dem Markte vom Pferde ab. Er war sofort von Kauflustigen umringt. Alle bewunderten das schöne, feurige Pferd und liessen

ihm kaum Zeit, den Preis festzusetzen. Einer überbot den anderen.

Da hörten sie doch einmal auf zu bieten und der Händler sagte: „So gewiss als meine Frau ein Drache ist, so gewiss ist dieses Pferd ein Hahn und dieser Hahn ein Pferd. Euch zum Gefallen will ich sie beide verkaufen. Das Pferd aber kostet drei Mark und der Hahn dreitausend Mark. Sie gehen aber nur zusammen ab, wer das eine will, muss auch das andere nehmen."

Unter den Liebhabern war auch ein Zirkusbesitzer und Marktbezieher, der gerade solche absonderliche Tiere kaufte, um sie für gut Geld sehen zu lassen. Der schlug sofort ein, gab für das Pferd drei und für den Hahn dreitausend Emmchen und zog froh weiter. Als die Pferde auf dem Markte wieherten, wieherte auch der Hahn und der Rappe bäumte sich und krähte, als ob er dafür bezahlt würde.

Unser Pferdehändler aber strich die vielen Goldfüchse und seinen Taler schmunzelnd ein und trottete mit leerem Magen nach Hause.

Er war fast schon beim grossen Birnbaum am Ende des Dorfes, da kam der Zirkusmann ausser Atem, mit dem Hahn unterm Arme und rief: „Freundchen, dein ganzer Handel war ein purer Schwindel. Dein Pferd kräht ja nicht, es wiehert wie ein anderer Gaul, und dein Hahn kräht wie ein jeder Gockel. Das Pferd will ich behalten, kaufe mir nur den Hahn ab, sonst kriege ich es mit meiner Frau zu tun! Was gibst du für das Federvieh?"

Der Händler sagte: „Weil du es bist, zahle ich für den Hahn hundert Mark. Aber eine Bedingung stelle ich: verkaufe ihn noch einmal an

meine Frau. In der Herberge warte ich auf dich und bezahle die hundert Mark."

Der Zirkusdirektor ging darauf ein und suchte die Frau des Pferdehändlers auf.

Als der Händler kurze Zeit in der Herberge gesessen hatte, kam der Zirkusdirektor und sagte: „Donnerwetter, vor deiner Frau habe ich alle Achtung. Die saugt ja einem das Blut aus den Fingern heraus. Nur eine halbe Mark hat sie mir für den Gockel gegeben."

Da lachte der Pferdehändler und sagte: „Gelt, ich kann stolz sein auf ein solches Weib!"

Und er zählte hundert Mark auf die Bank. Dann ging er nach Hause, sagte nicht „guten Tag!" und zählte sein ganzes Geld auf. Als die Frau die vielen Reihen Goldstücke sah, lachte ihr Herz und sie sagte: „Sieh mal, du bist doch klüger, als ich dachte. Schliesse das Geld nur gut weg und setze dich zum Mittagessen!"

Der Mann sagte: „Ich habe gefastet, weil die zehn Busstage sind, und all mein Lebtag habe ich vor Jomkippur Kapporoh*) geschlagen. Das will ich auch heute tun. Wenn ich nur schnell einen Hahn kriegen könnte!"

„Ei, wie sich das schön trifft," antwortete die Frau. „Gerade habe ich einen schönen Hahn billig gekauft. Den will ich dir holen", und sie brachte ihrem Manne den Hahn des Satans.

Der Pferdehändler schlug Kapporoh. Als er den Hahn zum dritten Male um sein Haupt geführt hatte, fing der an zu wiehern.

---

*) Kapporoh schlagen = einen Hahn oder ein Huhn zur Sühne fürs eigne Leben dem Tode weihen.

Da warf, als wäre er von einer Viper gestochen, der Händler den Hahn in die Ecke und schrie: „Warum hast du keinen Gockel gekauft, der i—a schreit? Scher dich zum Satan mit deinem Gaul! Du kommst mir nicht eher ins Haus zurück, bis du einem Manne, der um 12 Uhr nachts bei dem grossen Birnbaum wartet, diesen Taler gegeben hast“, und er stiess sie mit dem billigen Hahn und dem Taler für das Pferd aus dem Hause.

Im Herzen tat es ihm weh, dass er so roh war. Aber er dachte: „Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil. Wenn ich Herr bleiben will, muss sie einmal meine Macht fühlen. Vielleicht hilft's, und der Friede kehrt in unser Haus ein.“

Die Frau war bis ins innerste Mark erschrocken, als sie den Hahn wiehern hörte, und sie war nun froh, dass sie aus den Augen ihres Mannes war. Sie dachte: „So geschieht mir's recht. Ich habe ihn ja auch in stockfinsterer Nacht aus dem Hause gewiesen. Jetzt will ich mich um sein Geschäft nicht mehr bekümmern. vielleicht wird er mir wieder gut.“

Dann ging sie mit dem Hahn zum grossen Birnbaum und wartete, bis es Mitternacht war.

Da kam der Satan und streckte die Hand aus, und die Finger waren nichts als lange, kahle Knochen, und sie legte den Taler hinein.

Der Satan grinste und wollte nach ihr greifen. Da langte sie aus und liess ihre Hand auf sein Gesicht fallen und schrie auf, denn sie hatte auf harte Knochen geschlagen, sodass ihre Hand blutete.

Ihr Hahn aber krähte und flog davon, und da war auch der Satan entschwunden.

Voll Entsetzen stürzte die Frau ins Haus, fiel ihrem Mann zu Füssen und bat um Verzeihung.

Der hob sie auf und sagte: „Wenn die Frau Herr ist und der Mann unterm Pantoffel steht, dann geht alles krumm und verkehrt, dann krähen die Pferde und wiehern die Hähne. Gestern hast du, heute habe ich Kapporoh geschlagen, wir sind nun quitt und können in Frieden leben."

Die Frau ergriff aber ihres Mannes Hand und sagte: „Ich will es von jetzt halten, wie es sein soll: Nach Deinem Manne sei dein Verlangen, er aber soll über dich herrschen."

Vater Schlauch.

Es waren einmal vier Söhne, die hatten einen alten Vater, der nichts tat als essen, trinken, schlafen und spazieren gehen. Der eine Sohn bezahlte die Stubenmiete, der zweite sorgte für Brot, Fleisch und Gemüse, der dritte für Bier und Wein, der vierte endlich stattete den Vater mit Kleidern aus.

Und weil doch der alte Mann die Zeit nicht ganz und gar totschlagen wollte, tat er beim Trinken ein übriges und berauschte sich. Wenn er dann so recht selig war, ging er durch die Stadt und hatte ein grosses Gefolge von Kindern, die Vater Schlauch — so hiess er wahrhaftig — als einen alten Bekannten erwarteten und an ihm ihren Spass und Mutwillen hatten.

Vater Schlauch wunderte sich, dass der Kirchturm so schief stünde und auf ihn zu stürzen drohte; dass die Wege so krumm und abschüssig, die Strassen so schmal und die Wassergräben so breit und tief wären. Er blieb stehen und grollte der Sonne, weil sie in seinem Leibe so brenne und warf im Zorne den Stock nach ihr. Die Sonne lachte ihn aber aus, und die Kinder lachten laut und zuletzt lachte Vater Schlauch auch.

Eines Tages, als der Turm wieder gerade stand und Vater Schlauch nach Hause wollte, sah er in der Strassenrinne einen Mann liegen, der

sich dort so wohlig herumwälzte, wie ein Schwein in seinem Pfuhl. Die Strassenjungen zerrten an seinem Barte, stiessen gegen seinen Leib, aber der Trunkene schrie und schalt nicht, sondern suchte sich nur die rechte Lage für sein Rauschschläfchen aus.

Auf diesen Mann war Vater Schlauch neidisch. „Wie glücklich," dachte er, „ist doch dieser Schläfer! Er schwimmt in Wonne und Seligkeit. Von dem kannst du in deinen alten Tagen noch was lernen." Und er wartete geduldig, bis der Schläfer erwachte, und fragte ihn nach der Quelle, aus der er ein so köstliches Tröpfchen geschöpft habe.

Froh, als habe er einen Schatz gefunden, lief er den Weg zum Weinhause und trank, bis dass er den Himmel für eine Bassgeige und den Mond für sein Weinglas ansah und zuletzt glaubte er, er sei ein Hund und bellte laut und rollte unter den Tisch und schnarchte und versank in einen eisernen Schlaf.

Als die Söhne den Vater Schlauch in seiner Stube vermissten, gingen sie auf die Suche in alle Weinhäuser und fanden ihn unter dem Tische in seinem Schmutze.

Da schämten sie sich des Vaters, packten ihn in einen Sack, luden ihn auf einen Karren und fuhren ihn in einen Keller. Dort unten sollte er zur Besinnung kommen und seinen törichten Wandel bereuen.

Aber sie machten sich Vorwürfe und sagten: „Säufer hin, Säufer her, er ist unser Vater, wir müssen mit seinen Mängeln Nachsicht üben," und gingen in den Keller und wollten ihn versöhnen. Aber sie sahen ihn nicht dort, wo sie ihn nieder-

gelegt hatten. Als sie ihn suchten, da lag Vater Schlauch vor einem Weinfasse und hatte den Zapfen im Munde, wie ein kleines Kind den Schlauch der Milchflasche, und der Vater sog wie das Zicklein am Euter der alten Geiss.

Da freuten sich die Söhne und sagten: „Gott hat unsern Vater eigens dazu geschaffen, Weinquellen ausfindig zu machen und zu schlürfen. Er ist, wie sein Name, ein wandelnder Weinschlauch und soll es zeitlebens bleiben."

Sie kauften sofort vier Fässer voll des besten Weines, die sie im Zimmer des Vaters aufstellten, in jeder Ecke eines; und damit der Vater auch im Bette des Weines nicht ermangele, leiteten sie den Rebensaft durch einen langen Gummischlauch aus dem Fasse geradesweges in seinen Mund.

Jetzt schwamm Vater Schlauch in fortdauernder Seligkeit bis zu seinem baldigen Tode.

Die trauernden Söhne betteten ihren Vater in einen Sarg aus weissen Brettern und deckten über den losen Deckel ein schwarzes Bahrtuch und stellten vier brennende Kerzen auf das Tuch. Die Leichenwacht hielt ein müder Greis, der bald einschlummerte, als die Nacht anbrach. Da klopfte es im Sarge. Der Deckel hob und drehte sich und Vater Schlauch erwachte aus dem Tode. Er stand auf, suchte den Weinschlauch, sog daran, bis er das köstliche Nass kostete, klopfte mit Wohlbehagen auf den Leib und legte sich, den Weinschlauch im Munde und immer saugend, in den Sarg zurück. Dann rief er laut: „Hör, hör, du Schlafmütze, den Schlauch sollst du mir nimmer wegnehmen!" Da fuhr der Wächter er-

schreckt auf, sah den offenen Sarg und lief kreischend davon.

Als die Söhne kamen, lag Vater Schlauch wieder tot im Sarge, aber den Weinschlauch hielt er fest zwischen den Zähnen. Und so begruben sie ihn und stellten im Grab auf den Sarg ein Fass Wein. Auf dem Leichenstein aber stand:

Die Erde ist eitel Staub und Rauch
ohne den köstlichen Wein,
darum wollte Vater Schlauch
auch nur beim Weinschlauch sein

Der Esel Findig.

Bileams Esel — eigentlich war es eine Eselin — war genau 2500 Jahre weniger sechs Tage alt, als er sein Maul zum Sprechen auftat. Aber damals war er noch jung und unerfahren und hat darum eine Rede gehalten, als Bileam gegen alles Recht ihn gezüchtigt hatte. Später war er klüger und hat zu allem geschwiegen.

Nach seiner grossen Rede fiel er zu Boden und tat so, als ob er ins Gras gebissen hätte, und Bileam musste schon auf des Schusters Rappen seine Reise fortsetzen.

Doch als sein Herr aus der Sehweite war, sprang der Esel auf, stellte sich auf die Hinterbeine, um zu sehen, ob sein roher Reiter auch wirklich verschwunden sei, kletterte dann den steilen Berg hinan über Felsen und Abgründe und kroch in eine Höhle, wo er sich zum Schlafen niederwarf und bald auch in einen tiefen Schlummer versank.

Er schlief weit über tausend Jahre. Vor Alter wurden seine grauen Haare schneeweiss und wuchsen bis zu den Füssen hinab. Aber einmal fuhr ein mächtiges Donnerrollen über den mächtigen Berg; es erscholl auch in der Höhle und der Esel wachte auf. Er reckte und streckte, rüttelte und schüttelte sich, riss die Augen weit auf, gähnte und erhob sich langsam. Die dünnen

Beine waren wie gelähmt. Mit Ach und Krach gelang es ihm, aus der Höhle zu kommen, und als er frische Morgenluft witterte, fühlte er sich wie neugeboren, und gestärkt sprang er über Klippen, Schluchten und Felsen hinweg, bis er auf eine breite Strasse kam.

Des Weges daher kam ein Greis mit schneeweissen Locken und von hoher Gestalt; neben ihm stappte ein vierschrötiger Mann, der wie ein Händler aussah. Der Esel ging auf den Greis zu und warf sich vor ihm nieder.

„Aha,“ sagte der Greis, „der kluge Esel weiss, dass ich noch einen weiten Weg vor mir habe und dass meine alten Knochen kein Mark mehr haben, darum macht er mir seine Aufwartung und ladet mich zum Besteigen seines Rückens ein. Nun gut, lieber Esel. Von nun an heisst Pinches dein Herr und du bist mein Diener Findig, weil du mich gefunden hast.“

Der Esel nickte zu allem, auch zu seinem Namen, und trug stolz den greisen Pinches.

Das ging dem Handelsmann gegen den Strich, dass er allein gehen musste, und er spottete über Findig und sagte: „Wo hat denn die alberne Geiss ihre Hörner eingerannt? Gebt acht, Nachbar, dass ihr beim Meckern nicht herunter fallet! Als Zügel könnt ihr ja den Ziegenbart anfassen.“

„Ach, mir ist nicht bange vor Findig,“ versetzte der Greis, und er streichelte sanft die Mähne des Esels. „Ich sitze auf ihm so weich, wie auf einem Kissen.“

Nun waren sie an einem reissenden Flusse angekommen. Das Wasser ging fast bis über die Ufer. Diesseits aber stand ein Knabe und jammerte und wollte hinüber.

Da sprach Pinches: „Fluss, Fluss! Ich gebiete dir im Namen meines Vaters, dass du deine Wasser teilest, damit ich dich durchschreiten kann!“

Sofort hörte das Brausen des Flusses auf und es entstand eine breite Lücke im Wasser wie eine Strasse. Findig aber fasste den weinenden Knaben mit seinem Maule an den Kleidern, kletterte das Ufer hinab, ging durch den Fluss und stieg an der anderen Seite das Ufer hinauf. Die Wasser aber schlugen wieder zusammen und fluteten vorüber wie zuvor.

Da rief der Händler von drüben herüber: „Ist das Treue gegen den Reisegefährten, dass ihr mich hilflos hier stehen lasst und ihr ziehet eures Weges?“

Das wollte Pinches freilich nicht und er rief: „Fluss, Fluss! Teile dich noch einmal für meinen Reisegefährten!“

Und das Wasser stand wieder still und es entstand ein freier Weg. Weil aber der Schlamm so tief war, stieg Pinches vom Esel und hiess ihn, zum Händler zu gehen. Findig war gehorsam, ging ans andere Ufer und beugte die Kniee vor dem Händler. Der schwang sich auf Findigs Rücken. Doch als sie sich mitten im Flusse befanden, strauchelte der Esel und der dicke Händler fiel kopfüber in den tiefen Schlamm. Nun fing der Kerl an, grimmig zu fluchen und häufte garstige Schimpfworte auf Findigs weisses Haupt.

Während der Händler sich aus dem Flusse herausarbeitete und sich in dem wieder strömenden Wasser vom Schmutze reinigte, bestieg Pinches seinen Leibesel und sagte: „Ich kann nicht

länger warten. Gehabt euch wohl!" und ritt fort. Von dem Knaben war nichts mehr zu sehen.

Der Händler ballte die Faust und sprach: „Warte nur, du alter Narr, ich kriege dich schon. Und auch du, Missgestalt von Esel, sollst deine Tücke büssen," und er fühlte nach dem scharfen Dolch unter seinem Kittel.

Als der Tag zur Rüste ging, lenkte Pinches seinen Esel der Herberge zu. Er befahl, dass man ihm Gerste vorsetze, und ass selbst dann ein Stück eigenen Brotes, das er mit Salz bestreute, und trank dazu einen Schluck Wasser.

Aber die Wirtin kam und schlug die Hände zusammen, neigte den Kopf von einer nach der anderen Seite und sprach: „Herr, was habt ihr einen sonderbaren Kauz von Esel. Ich habe ihm frische, gute Gerste in die Krippe geschüttet. Aber was tut das Leckermaul? Er beschnuppert sie und schüttelt fortwährend mit dem Kopfe."

„Wo habt ihr die Gerste her, Frau?" fragte Pinches.

„Sie ist frisch aus der Tenne geholt worden," erwiderte die Wirtin.

„Ja," sagte Pinches, „jetzt geht mir ein Licht auf. Mein Esel findet auch das Verborgenste heraus. Er ist klug und weiss, dass die Gerste nicht verzehntet ist. Er ist aber auch fromm und frisst nichts, wovon nicht dem Armen der zehnte Teil gegeben worden ist. Nun sputet euch, liebe Frau, messet die Gerste und sondert den Zehnten davon ab für die Armen. Wir wollen sehen, was Findig dann noch an der Gerste auszusetzen hat."

Die Wirtin war ungläubig und dachte: „Solch dummes Vieh weiss nichts von gut und böse, der Esel ist nur störrisch," und sie leerte die Krippe

und gab ihm nun Gerste, die von einem Müllerwagen gestohlen war.

Als Findig dieses Futter roch, schüttelte er zornig mit dem Kopfe und warf es mit dem Maule aus der Krippe.

Verwundert eilte die Wirtin in die Tenne, mass vom Kornhaufen zehn Kännchen in die Schürze, nahm dann wieder ein Kännchen als Zehnten heraus und schüttete die übrigen neun in die Krippe.

Findig nickte wohlgefällig und frass eifrig.

Da erschrak die Wirtin und sprach zu sich selber: „Dieser Esel ist mein Ankläger. Ich bete nicht und verzehnte nicht, aber ich lüge und stehle, damit ich recht reich werde. So stehe ich tiefer als dieses stumme Vieh. Aber ich will anders werden."

Darauf ging sie zu Pinches und sagte: „Es ist so, wie ihr gesagt habt. Euer Esel könnte manchen Menschen beschämen."

Vor Pinches aber stand nun der Knabe, der am Flusse gejammert hatte und von Findig übergesetzt worden war. Er bat: „Ach, Herr, lasst mich diese Nacht bei euch bleiben, ich kann heute nicht mehr zu meinem Vater kommen. Ich werd's euch danken."

Pinches sagte: „Ich habe mich am Flusse nach dir umgesehen und dich nicht gesehen. So komm und übernachte mit mir. Ich will mich deiner annehmen."

Und sie stiegen zur Dachkammer hinauf und legten sich auf Strohsäcke. Pinches aber nahm eine Geldtasche von seiner Seite und legte sie unter seinen Kopf. Dann betete er: „Siehe, er schläft und schlummert nicht, der Hüter Israels.

In deine Hand empfehle ich meinen Geist. Erlöse mich, du treuer Gott!“ und dann schlief er ein.

Der Knabe aber wollte wach bleiben.

Nach einer Weile hörte man Gepolter auf der Treppe. Die Tür ging auf und die Wirtin geleitete den dicken Händler in die Kammer, zeigte ihm einen Strohsack und schloss leise die Tür.

Der Händler lauschte, ob alles schlafe, zog dann seinen Dolch hervor und legte ihn auf die Diele. Der Mond beschien hell die scharfe Klinge. Dann erhob er sich vom Lager, neigte sich über das edle Haupt des greisen Pinches und zog die schwere Geldtasche leise unter dem Kopfe hervor. Er tat den Riemen um seinen Hals und griff nun nach dem Dolche.

Er fand ihn aber nicht mehr. Denn der Knabe hatte, während der Händler seinen Raub ausführte, den Dolch weit unter den Strohsack geschoben. Da war der Räuber in Verlegenheit; und als sich der Knabe herumwarf, glaubte er entdeckt zu werden und suchte mit der Beute das Weite.

Aber zuvor wollte er den Esel haben und auf ihm entfliehen. Er schlich sich in den Stall, tappte auf den Schimmel zu und ergriff ihn am Halfter.

Findig erkannte auch in der Dunkelheit seinen guten Freund. In einem Rucke schnappte er nach seinem Halse und zerbiss ihm die Kehle, sodass das rote Blut in Strömen hervorstürzte. Ohne einen Laut sank der Räuber zu Boden und verendete.

Als Pinches am Morgen erwachte, schaute er vergeblich sich nach dem Knaben um. An seiner

Schlafstelle lag ein scharf geschliffener Dolch. Aber auch die Geldtasche vermisste Pinches. Da sprach er: „Alles zum Guten!“ und stieg hinab in den Stall, um sich nach Findig umzusehen.

Da stand Findig. Neben ihm lag der Händler mit verzerrtem Gesicht und hervorgequollenen, stieren Augen. Auf der Brust lag die gefüllte Geldtasche und unter dem Kittel fand er die leere Scheide des Dolches.

Da ging Pinches wieder ein Licht auf, er zog den Kopf des Esels an seine Brust und sprach: „Mein Lieber, ich habe es schon lange geahnt, dass dich Gott zu meinem Besten gesandt hat. Auch der Knabe, den ich behüten wollte, stand mir als rettender Engel zur Seite. Lob und Dank sei Gott, der alles zum Guten lenkt.“

Dann rief er die Wirtin und zeigte ihr alles. Die schlug wieder die Hände über dem Kopf zusammen, hatte Furcht und verscharrte den Räuber in eine Grube.

Pinches ritt am selbigen Tage in die Stadt zum Hauptmann. Der hielt zehn jüdische Knaben und Mädchen als Geisel bei sich gefangen. Vergeblich jammerten die Eltern um ihre Kinder. Sie sollten erst ein hohes Lösegeld erlegen und hatten doch nichts im Vermögen.

Darum kam Pinches, um die Gefangenen auszulösen. Er öffnete seine Tasche und zählte auf den Tisch, was der Hauptmann verlangte, hundert Golddenare.

Nun wurden die gefesselten Kinder befreit und von den beglückten Eltern in Freuden empfangen. Den Pinches aber hatte sein Esel schon über alle Berge davongetragen.

Kislev.

Es war einmal grosse Teuerung im Lande. Die Armen mussten argen Hunger leiden und den Schmachtriemen noch enger um den Leib ziehen. Wo sie auch anklopften, keiner öffnete Haus und Hand. Da musste gar manches junge Blut frühzeitig nackend und bloss ins kühle Grab hinabfahren.

Damals lebte ein frommer Mann, den nannten die Leute Kislev, das heisst Herzbeutel. An der Stelle, wo andere ein Herz von Stein hatten, hatte er ein Herz von Fleisch, das voll Erbarmen für andere schlug. Er hatte aber auch einen mit Geld gefüllten Beutel, griff oft tief hinein und streute den Inhalt unter die Bettler aus.

Wenn nun Kislev ein gutes Werk vollbracht hatte, dann war die Sache noch lange nicht fertig, das dicke Ende kam hintennach. Seine Frau war nämlich ein rechter Hausdrache, der ihm das Leben zur Hölle machte und besonders dann fuchswild wurde, wenn er mit leerem Beutel nach Hause kam. Sein eheliches Weh verdarb ihm jede Herzensfreude.

Am Vorabende des Neujahrsfestes besuchte Kislev die Armen und spendete jedem einen harten Taler. Mit leeren Taschen, aber frohem Herzen kam er zu seiner Frau zurück und wurde von ihr mit folgenden Worten empfangen: „Bist du endlich da, du Narr, du Verschwender? Du bringst mich noch an den Bettelstab. Alle Leute zeigen mit dem Finger nach dir und halten dich für verrückt, weil du das schöne Geld an Faulenzer und

Lumpen wegwirfst. Aber ich bin es satt, länger dieses tolle Treiben ruhig anzusehen. Von mir erhältst du heute und morgen keinen Bissen zu essen, wenn es auch Festtag ist. Du bist ja satt vom Verschenken.“

Kislev erwiderte ruhig: „Nein, ich bin schon satt, wenn ich dich sehe. Das Neujahrsfest will ich nicht in der Hölle feiern,“ und ging weg.

Als es Nacht war und Kislev nicht wusste, wohin er sein müdes Haupt legen sollte, da kam er auf seiner Wanderung an den Friedhof und er dachte: „Sieh, Kislev, dort ist Frieden. Dort sind alle reich und niemand zankt. Versuch's einmal, oben auf den Gräbern zu schlafen, ehe du unten im Totenkämmerlein auf ewig schlummerst,“ und er öffnete das Pförtchen, ging durch das hohe, welke Gras und streckte sich über einen Grabhügel, der noch nicht gar lange aufgeworfen worden war.

Aber er konnte nicht schlafen, sein Kopfkissen war zu hart. Er hielt also die Augen offen und sah, wie graue Nebelstreifen von der Erde aufstiegen, sich verschlangen und rund um den Friedhof wallten. Er hörte aus den Zweigen der Bäume ein Rascheln und Murmeln, ein Stöhnen, Flüstern und Seufzen. Aus tiefer Grube hörte er deutlich eine Mädchenstimme: „Komm, Schwester, wir wollen durch die Welt streifen und am Neujahrsmorgen hinter dem himmlischen Vorhange erlauschen, welche Strafe Gott im Gerichte verhängen wird.“

Und aus dem Grabe unter ihm hörte Kislev die Antwort eines anderen Mädchens: „Ach, liebe Schwester, ich kann ja nicht mit dir. Ich habe ja weder Hemd noch Ueberwurf. Meine Mutter

hat vor lauter Armut mich in einer Binsenmatte zur Erde bestattet. Aber geh du allein und horche hinter dem Vorhange und teile mir das göttliche Urteil mit."

Da stieg es aus dem benachbarten Grabhügel wie ein weisses Wölkchen auf und schwebte zum Sternenhimmel. Ueber den Friedhof aber zog der Nebel immer dichter, und luftige Gestalten schwangen sich hindurch und Jammern und Stöhnen drang an Kislevs Ohr.

Als die Hähne krähten, verschwanden die Nebel, es wurde klar um ihn und er hörte die Stimme aus der Tiefe: „Nun, was hast du gehört?" Darauf kam als Antwort: „Ich kam schon spät zum Gerichte. Aber das habe ich gehört: Alles Getreide, was nach dem ersten Regen gesäet wird, das wird vom Hagel zerschlagen werden."

Die Festtage waren vorüber und der erste Regen fiel. Die Bauern wollten säen, aber Kislev riet ihnen ab. Sie sollten doch noch warten, es komme sicher noch ein Unwetter. Allein die Bauern lachten den Klugsprecher aus und bestellten ihr Feld.

Kislevs Frau sorgte recht bald für das häusliche Donnerwetter. Sie schalt: „Tagedieb, du bist nicht wert, dass dich Gottes Erde trägt. Alle Leute pflügen und säen, damit sie ernten und leben können. Aber du Faultier, du weisst nichts Anderes, als Geld und Zeit zu vergeuden."

Kislev liess sie reden. Als aber der zweite Regen gefallen war, da säete er. Bald stand auch sein Feld grün. Nach einigen Wochen brach ein schlimmes Hagelwetter nieder. Die hohe Saat wurde zerschlagen und lag traurig am Boden.

Kislevs junge, zarte Saat aber konnte den Hagel wohl vertragen und litt nur wenig.

Als der Sommer kam, hatte Kislev allein eine reiche Ernte. Seiner Frau zum Trotze spendete er wieder viel Brot und Geld den Armen und Hungernden.

Die folgende Neujahrsnacht verbrachte Kislev freiwillig auf dem Friedhofe und lag wieder auf dem Grabe des armen Mädchens. Um die zwölfte Stunde hörte er die Stimme, welche sprach: „Komm, lass uns die Welt durchstreifen und hinter dem Vorhange dem himmlischen Gerichte lauschen!“

Und darauf vernahm er die zweite Stimme: „Geh, du weisst doch, dass ich mein Grab nicht verlassen kann, weil ich in einer Binsenmatte begraben bin. Aber schwebe du zum Himmel und höre zu und sage mir, welche Strafe in diesem neuen Jahre die Welt treffen wird.“

Als der Hahn krähte und die Verstorbenen in ihre Gräber zurückgekehrt waren, hörte Kislev die Frage unten im Grabe: „Was hast du gehört?“

Und aus dem Grabe nebenan kam die Antwort: „Was nach dem zweiten Regen gesäet werden wird, das wird vom Kornbrand befallen werden.“

Nach dem ersten Regen bestellte Kislev sein Feld. Er riet auch den anderen Landleuten, sogleich zu säen. Die wurden aber böse und sagten: „Willst du uns zum Narren halten? Wir wissen, wie es uns im vorigen Jahre ergangen ist. Durch Schaden wird man klug.“

Sie bestellten also ihr Feld erst nach dem zweiten Regen. Da fiel der Brand auf die zarte,

junge Saat und vergiftete sie, aber die kräftigere, höhere Saat Kislevs widerstand der Krankheit und trug reiche Ernte.

Das fiel seiner Frau auf und sie sagte zu Kislev: „Du hast auch mehr Glück als Verstand. Im vorigen Jahre warst du nachlässig und hast die Fleissigen ausgelacht. In diesem Jahre warst du voreilig ung hast auch wieder gewonnen. Wie geht das nur zu?"

Um Ruhe zu haben, erzählte Kislev seiner Frau seine Erlebnisse auf dem guten Orte.

Es dauerte aber nicht lange, da hatte der Hausdrache Streit mit einer armen Witwe, deren Tochter auf dem Gutorte lag; und das Weib Kislevs vergass sich und sagte zu der Witwe: „Was willst du von mir, du Bettelweib und Hungerleider? Du konntest ja nicht einmal deiner verstorbenen Tochter ein rechtschaffenes Sterbekleid mit ins Grab geben und hast sie in einer elenden Binsenmatte bestattet."

Da ging die Witwe traurig nach Hause.

In der nächsten Neujahrsnacht schlief Kislev wieder auf dem Friedhofe an der gewohnten Stelle. Er hörte wieder die bekannte Stimme: „Komm, lass uns die Welt durchstreifen und hinter dem Vorhange dem himmlischen Gerichte lauschen!"

Aber die andere sprach: „Lass mich in Ruh! Was ich dir im vorigen Jahre im Vertrauen gesagt habe, ist oben unter den Menschen ausposaunt worden."

„Auch gut," sagte die erste. „Aber ich werde dir doch wieder Bescheid bringen."

Nach einiger Zeit rief sie ins Grab der anderen: „Du, Schwester, wir bekommen bald weitere Gesellschaft. Ich habe gehört, wie im Him-

mel ausgerufen wurde: Kislevs Weib wird in drei Tagen zu uns kommen."

Da sprach die andere: „Ach, wenn sie mir doch ein weisses Sterbekleid mitbrächte, damit ich nicht immer in der engen Kammer liegen muss und mit dir in der Welt umherschweifen kann!"

Als Kislev zu seiner Frau kam, drängte sie ihn, ihr mitzuteilen, was er gehört habe. Da sagte er ihr alles.

Und sie glaubte ihm, legte ihre Sterbekleider zurecht, fertigte auch ein Hemd vom feinsten Leinen für das gestorbene Mädchen, die Tochter der armen Witwe, an und starb.

In der Neujahrsnacht darauf ging Kislev auf den Gutort und stand am Grabe seiner Frau. Er hörte, wie sie zu ihm sprach: „Kislev, ich wusste wohl, dass du diese Nacht zu meinem Grabe kommen würdest. Ach, ich muss schwer büssen für mein loses Mundwerk und mein hartes Herz. Ein Jahr lang darf ich mein Grab nicht verlassen.

Verzeih mir alles Böse, was ich dir zugefügt habe. Du hattest bisher wenig Frieden. Drum geh zu der Witwe, die ich gekränkt habe, und bitte sie, dass sie mir vergebe, und dann heirate sie, damit es dir und ihr gut gehe. Mit ihrer Tochter habe ich mich schon ausgesöhnt und sie hat jetzt auch ein Gewand, so dass sie durch die Welt schweben kann. Leb wohl, Kislev!"

Kislev tat, wie ihm seine Frau geboten hatte. Seine zweite Frau war gutmütig und sanft. Ihre grösste Freude war es, wenn Kislev seinen Geldbeutel für die Armen füllte. Sie lebten beide glücklich bis an ihr spätes Ende.

Woher Mose eine schwere Zunge hatte.

Bitja, die Tochter des Königs Pharao, litt an einer bösen Hautkrankheit und der Leibarzt verordnete ihr: „Bade täglich im Nil! Das Wasser des heiligen Flusses wird deine Haut heilen.“

Bitja hatte darauf oft im Flusse gebadet, aber alles Plätschern und Planschen half nichts. Da gab sie die Hoffnung auf, dass sie je wieder eine heile Haut kriegen werde.

Nun ging sie doch wieder einmal zum Nil und fand an ihrer Badestelle ein Binsenkörbchen, worin das Knäblein Mose sanft eingebettet lag. Sie nahm das Herbräerkind heraus und siehe — durch die blosse Berührung des Knäbleins wurde ihre Haut so rein, zart und weiss wie die Haut des wunderschönen Kindes.

Sie war glücklich über ihre Genesung, freute sich mit Mose und sprach: „Du sollst mein eigen Kind sein und bei mir am Hofe des Königs leben.“

Je mehr Mose heranwuchs, desto schöner wurde er. Bitja pflegte ihn wie eine Mutter, herzte und küsste ihn und liess ihn nicht gern aus dem Palaste gehn. Denn wer ihn sah, blieb stehen, bewunderte sein schönes Gesicht und seine drolligen Worte und konnte sich von ihm gar nicht trennen.

Auch der strenge König wurde mild, wenn er das Pflegekind seiner Tochter sah, nahm es auf seinen Schoss und spielte mit ihm. Da nahm Mose einmal die goldene Krone vom Haupte des Königs und warf sie so gewaltig zur Erde, dass sie in tausend Stücke zersprang. Der König erbleichte, und seine Diener und Zeichendeuter erschraken und sagten: „Das ist ein böses Zeichen. Was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten. Der Knabe strebt schon jetzt nach der Königskrone und wird, wenn er erwachsen ist, sicher den König vom Throne verstossen. Lass den Knaben töten, damit seine bösen Pläne zu nichte werden!"

Bileam, Pharaos weisester Rat, aber sprach: „Ein tiefer Sinn liegt im Spiel der Kinder. Wie der Knabe jetzt mit der Krone spielte und sie zerschmetterte, so wird er später Könige besiegen und absetzen. Willst du selber sicher auf deinem Throne sitzen, so lass einen Scheiterhaufen errichten und Mose bei lebendigem Leibe verbrennen, weil er die Hand nach deiner Krone ausgestreckt hat."

Diese Worte leuchteten dem König Pharao ein.

Bitja aber fühlte schon an ihrem Körper die Qualen des Flammentodes. Mit grosser Trauer im Herzen fragte sie Jithro, den Oberpriester des Königs: „Willst du nicht auch dem König deinen weisen Rat erteilen?"

Da sprach Jithro: „Moses hat als ein dummer Junge gehandelt. Er hat noch keinen Verstand und weiss nicht, was eine Krone vorstellt. Er greift nur nach dem, was glänzt. Lasst uns darauf eine Probe machen! Bringet vor ihn eine Schüssel, auf der pures Gold und glänzende,

glühende Kohlen angehäuft sind! Greift er nach dem Golde, so hat er schon Einsicht, dann tötet ihn, denn er hat den Tod verdient. Greift er aber nach den glühenden Kohlen, dann seht ihr deutlich, dass er töricht ist. Was nützt euch dann sein Tod?"

Dieser Rat gefiel dem Pharao noch besser.

Die Diener brachten eine grosse Schüssel. Auf der einen Hälfte glühten brennende Kohlen, auf der andern lag ein Haufe glänzenden Goldes. Diese Schüssel stellten sie vor Mose. Schon wollte Mose nach dem Golde greifen, da erhielt er einen Stoss. Denn an seiner Seite stand der Engel Gabriel, der seine Hand vom Golde weg zu den Kohlen lenkte. Mose erfasste nun eine brennende, rotglühende Kohle und führte sie zum Munde und leckte mit der Zunge daran.

Da ärgerte sich Bileam. Die anderen Räte aber lachten über die Torheit des Knaben und der König liess ihn ungeschoren.

Bitja nahm ihren Jungen auf den Arm und küsste ihn.

Mose aber hatte von jener Zeit an einen schweren Mund nnd eine schwere Zunge.

Die Wunderhütte.

„Ach, wenn ich doch in diesem herrlichen Hause wohnen könnte, das wäre ein Leben! Wie glücklich müssen die sein, welche drin wohnen!“ sprach ein Armer, als er in Jerusalem an der Tür eines reichen Mannes um eine milde Gabe zur Nachtherberge bat. Aber der Hausherr kam heraus und schrie, rot vor Zorn: „Stör mich nicht, Bettelpack! Hier wird nichts gegeben!“ Dann schlug er ihm die Tür vor der Nase zu.

Der Bettler zog ab wie ein begossener Pudel und dachte: „Nein, bei dir möchte ich doch nicht wohnen, dich frisst ja der Geiz noch auf“ und ging ein Häuschen weiter, schräg die Strasse hinüber. Das nahm sich wie ein Zwerg aus gegenüber dem stattlichen Hause des Reichen und der Bettler sagte: „Ach was, in der Not frisst der Teufel Fliegen. Die Nacht ist da, ich bin hungrig und hab' kein Obdach, da muss ich schon an dieser elenden Hütte anklopfen. Den Kopf wird's nicht kosten und man kann mich auch nur hinausschmeissen“ und er schlug kräftig an die niedere Haustür. Ein Mütterchen öffnete und sagte: „Komm nur herein und sage, was du auf dem Herzen hast!“

Drauf führte sie ihn in die Stube zur Ruhebank. Der Hausherr aber hatte alte Bücher vor sich auf dem Tische und sinnierte über ihnen.

Leise erzählte der Arme: „Ich bin fremd in Jerusalem, komme von einer fernen Stadt und will zu meinem Weibe und zu meinen Kindern nach Bethlehem. Mir ist aber mein Geld ausgegangen, und ich habe weder Abendessen noch Nachtlager. Drüben hat man mich fortgejagt, darum komme ich hierher."

Das Mütterchen lud ihn sogleich zum Bleiben ein und sagte: „Wir sind ja auch arm; meines Mannes Reichtum ist sein Wissen und seine Frömmigkeit. Uns genügt aber ein Mass Johannisbrot in der ganzen Woche zur Nahrung. Willst du damit vorlieb nehmen, so sei unser Gast!"

Der Arme war es gern zufrieden und übernachtete bei dem frommen Rabbi. Weil es ihm aber so gut in der Hütte gefiel, liess er sich überreden, noch ein paar Tage länger zu bleiben, denn der Sabbath stand vor der Tür. Am Freitag gab es in allen Häusern viel zu tun. Da wurde Brot gebacken, Fleisch gebraten, Wasser gekocht, damit am Sabbath alles mundfertig sei. Die Rabbinerin aber hatte nichts zu kochen, nichts zu braten und nichts zu backen.

Darum schämte sie sich vor ihren Nachbarinnen und dachte: „Die werden uns nicht wenig verspotten, wenn aus unserm Hause kein Rauch aufsteigt." Und sie zündete zum Scheine ein lustiges Strohfeuer im Backofen an.

Das sah die Frau des Geizigen, die nichts anderes zu tun hatte, als darauf achtzugeben, was in fremden Häusern vorgehe, und sie sprach: „Das ist mir ein Rätsel. Unrere Nachbarn sind so arm wie Ijob. Der Rabbi tut ja nichts als Thora lernen. Wovon kann seine Frau Mehl und Fleisch kaufen? Und doch steigt aus ihrem Hause

der Rauch auf wie aus der Küche des Königs Salomo. Ich muss doch hingehen und sehn, was dort vorgeht“ und sie eilt neugierig in die Hütte des Rabbis.

Als die Rabbinerin sie ankommen sieht, geht sie vor Scham ins hinterste Zimmer und versteckt sich hinter der Tür. Die Nachbarin aber schleicht sich mir nichts dir nichts in die Küche und sieht den Backtrog voll süssen Teiges und den Ofen voll duftenden Brotes und ruft: „Rabbinerin, Rabbinerin, kommt auf der Stelle! Euer Brot ist schon ganz gar und wird leicht zu braun und der Süssteig geht schon über den Backtrog.“

Da antwortete die Frau des Rabbi von hinten her: „Ich weiss, ich weiss. Ich bin ja gerade dabei, eine Brotschaufel zu holen, um das Brot auszuschiessen.“ Die Frau des Geizhalses musste mit langer Nase abziehen und wusste doch nichts Genaues.

Die Rabbinerin aber hatte doch nicht Hände genug, das gutgebackene Brot aus dem Ofen zu holen und den hochgegangenen Süssteig im Troge schnell zu rollen und zu Kuchen zu backen.

Bevor der Sabbath einging, goss sie schnell Oel auf die Lampe, um die Sabbathlichter anzuzünden. Aber sie hatte sich geirrt, es war Essig. Der Oelkrug aber war leer.

Da klagte sie ihrem Manne ihr Leid und sprach und hatte Tränen in den Augen: „Rabbi, ich habe aus Versehen Essig in die Lampe geschüttet. Aber Oel ist nicht da, und ich habe auch nicht Geld, neues zu kaufen.“ Da sprach ihr Mann: „Sei nicht so betrübt und habe Vertrauen! Der dem Oel befiehlt, zu brennen, der kann auch dem Essig gebieten, dass er brenne.“

Und so geschah es. Die Rabbinerin zündete die Lichter an und der Essig brannte hell, länger als vierundzwanzig Stunden, bis der Sabbath vorüber war.

An diesem Tage konnte der Rabbi seinen Gast gut bewirten, und als der die Hütte verliess, war er mit Broten schwer beladen.

Bald guckte aber die Not wieder aus allen Ecken der Hütte hervor. Da jammerte das Mütterchen und sprach zum Rabbi: „Ach lieber Mann, wie lange sollen wir ein solch kümmerliches Leben in Not führen?“ Ihr Mann fragte: „Ja, was soll ich denn dagegen tun?“

Da sprach seine Frau: „Du bist ein frommer Rabbi, der sein ganzes Leben der Lehre Gottes gewidmet und nur Gutes getan hat. Dir muss grosses Heil und Glück im Himmel aufbewahrt sein. Bitte Gott, dass er dir schon hier auf Erden eine kleine Abschlagszahlung mache.“

Den Rabbi jammerte der Schmerz und der Kummer seines treuen Weibes und er flehte Gott um Hilfe an.

Er war noch nicht fertig mit dem Beten, da fiel durch das Dach und durch die Decken des Zimmers ein Bein von einem Stuhle und das war aus reinem Golde. Die Rabbinerin hob das schwere Bein auf, wägte es in der Hand und berechnete die grosse Summe, die ihnen der Goldschmied dafür geben würde. Und sie freute sich, dass sie nun aller Not enthoben seien. Sie schloss die Augen und baute Luftschlösser und fühlte sich emporgetragen und sah sich im Himmel, wo alle Seligen waren und sich ergötzten. Alle Frommen sassen auf goldenen Stühlen mit goldenen Lehnen und drei goldenen Beinen. Nur ein Stuhl hatte

zwei Beine, darauf konnte ihr Mann, der Rabbi, nicht sitzen und darum stand er beschämt neben dem Stuhle, alle anderen sassen.

Da hatte die Rabbinerin grosses Weh im Herzen, sie öffnete die Augen und sprach zu ihrem Manne: „Rabbi, wir haben bisher knapp und kärglich gelebt, aber wir waren zufrieden. Warum sollen wir in unsern alten Tagen noch übermütige Verschwender werden und uns mehr wünschen als trockenes Brot? Bete zum lieben Gott, er solle seinen goldenen Schatz wieder zu sich nehmen!“

Der Rabbi betete. Da reichte eine lange Hand vom Himmel durch die Decke und holte das goldene Stuhlbein.

Nun war die Rabbinerin zufrieden. Nun konnte auch ihr lieber Mann im Himmel auf einem Stuhle mit drei Beinen sitzen.

Die zwei fremden Männer in Worms.

Es ist schon über tausend Jahre her, dass in Worms am schönen Rhein Juden wohnen.

Eines Tages zogen Christen auf einer Wallfahrt durch die Strassen des Judenviertels. In feierlichem Zuge schritt der Bischof und hielt hoch in der Hand das Abbild des Gekreuzigten. Da entstand plötzlich ein Getümmel und wüstes Geschrei in der Menge und man hörte den Ruf: „Die Juden haben unser Heiligtum beschimpft und angespieen von zwei Seiten. Haltet die Gotteslästerer! Der Tod komme über sie alle!“

Da klirrten die Schwerter zum Morde und feurige Pechkränze flogen, um die Hütten in Asche zu legen. Viele tausend Fäuste ballten sich zum Schlage und viele brannten vor Wut, die Hände im Blute zu baden.

Aber durch das Getöse der Tobenden drang das kräftige Wort des Bischofs: „Vergiesset nicht unschuldiges Blut! Die Gotteslästerer suchet und sie bestrafet! Schonet aber der Schuldlosen!“

Da zog das Wetter vorüber, ohne zu zünden.

Ehe die Wallfahrer fortzogen, drohten sie: „In einem Monat kehren wir wieder, um die Schuldigen zu empfangen und zu bestrafen. Wenn sie aber nicht ausgeliefert werden, dann werden wir morden, brennen und sengen, und von dem Judenviertel soll nichts übrig bleiben als rauchende Trümmer und verstümmelte Leichen.

Das beschworen sie mit heiligem Eide und zogen aus der Judengasse.

Die Juden aber wehklagten und zogen Sterbekleider an und bereiteten sich auf den sicheren Tod vor. Niemand fühlte sich schuldig und keiner war des Frevels auch nur verdächtig.

So kam der Vorabend des Tages, an dem das Strafgericht gehalten werden sollte.

Da erschienen zwei fremde Männer, die niemand jemals gesehen hatte, in dem Judenviertel. Sie gingen zu dem Rabbiner und sprachen: „Wir retten die Gemeinde vom nahen Verderben. Seid ruhig und sehet die Hilfe Gottes!“

Am andern Morgen erschienen die Rächer mit blinkenden Schwertern und brennenden Fackeln und zu ihnen traten die zwei fremden Männer und sprachen: „Uns bestrafet nach Gebühr! Wir haben das schwere Verbrechen an eurem Heiligtum verübt!“

Dieses offene und freie Geständnis passte den Henkern nicht in ihren Kram. Sie hatten sich schon so schön ausgemalt, wie sie das Judenviertel plündern und einäschern wollten.

Aber nun errichteten sie zwei grosse Scheiterhaufen, banden die Männer, die sich selbst angeklagt hatten, an zwei Pfähle und schürten die Gluten zur hellroten Lohe.

Da erhoben sich aus dem Rauche zwei feurige Säulen, die gen Himmel strebten.

Den Juden in Worms war Leben und Habe neu geschenkt, und sie zündeten in den Synagogen vor der heiligen Lade für die zwei Fremden zwei Kerzen an, die immer brennen sollten zum Andenken an den Feuertod ihrer Retter.

Gabirols Feigenbaum.

Vor vielen hundert Jahren lebte in Spanien ein jüdischer Sänger, der hiess Salomon Gabirol und war eine wahre Nachtigall. Wie die Nachtigall singt, wenn die Erde im Mai ihr Feiertagskleid mit Flieder und Goldregen, mit Maiglöckchen und Narzissen angelegt hat, ob die Sonne strahlt, der Mond glänzt oder der Regen fällt, so liess auch Gabirol in der heiligen Sprache seine Lieder ertönen, ob die Freude sein Herz füllte oder das Leid es niederdrückte. Wenn die Nachtigall ihre sehnsüchtigen Weisen in die Nacht hinaussendet, dann öffnen die Menschen ihre Fenster und lauschen und sprechen entzückt: „Du bist von Gott begnadet, du lieber Sänger; du singst das, was ich in meinem Herzen fühle und nicht aussprechen kann.“

Und als Gabirols hebräischen Gesänge in Spanien bekannt wurden, da schwiegen alle anderen Dichter und alle Juden bekannten es laut: „Gabirol ist der Meister des Gesanges. In seinen Liedern jauchzt und seufzt unser Herz.“

Andere Dichter, die keine Nachtigallen, wohl aber gewöhnliche Rohrspatzen waren, beneideten Gabirol um seine Kunst und seinen Ruhm. Ein maurischer Edelmann wollte der gefeierteste Sänger sein, das konnte er aber nicht, so lange Salomon Gabirol lebte. Darum beschloss er seinen Tod.

„Meister,“ sagte er eines Tages zu Gabirol, „ich weiss, dass du oft in der Nacht den Himmel mit seinen Millionen Sternen betrachtest und über Gottes Majestät nachdenkst. Ich bin auch ein Verehrer der Sternkunde. Komm, lass uns zusammen studieren. Mein Haus ist höher als alle anderen Häuser der Stadt. Von meinem Dache aus können wir ungehindert zum Himmel blicken.“

Gabirol war wohl reich an Worten und Gedanken, aber arm an Gütern und Mitteln zum Studieren. Darum willigte er ein und sprach: „Habe Dank, freundlicher Gönner, für das Anerbieten. Gern will ich mit dir auf deinem Dache die Himmelskörper beobachten. Ich habe zwar schon einen Liederkranz als Krone für Gott gewunden, aber mein Herz ist noch nicht zufrieden. Ich möchte Gottes schöne Sterne noch besser kennen lernen und einen noch schöneren Sang zu seinem Preise anstimmen.“

Dieser Wunsch kam dem Edelmann gelegen und er sprach: „Am hellsten erstrahlt der Himmel, wenn es am dunkelsten ist. Ich erwarte dich um Mitternacht vor meinem Hause. Dann geleite ich dich zur Höhe hinauf.“

Gabirol versprach, die bestimmte Zeit einzuhalten, und suchte seine stille Kammer auf. Dort griff er nach dem Federkiel und schrieb nieder, was er gerade dachte. Und was er schrieb, waren immer Reime. Als er fertig war, las er laut:

„Vergiss dein Klagen, wogendes Herz!
Warum verzagen ob irdischem Schmerz?
Die Engel des Friedens werden hier dein warten,
Geleiten dich von der Erden zum himmlischen Garten.“

Das wusste Gabirol nicht, dass es seine letzten Verse waren, und dass die Engel an demselben

Abend vor der Tür auf ihn warteten, um ihn zu dem himmlischen Garten zu geleiten. Aber es war doch so. Als er zur Mitternacht zu dem Edelmann kam, führte der ihn in das Dunkele seines Hauses und stiess ihm dort den Dolch ins warme Herz, sodass Gabirol nach wenigen Minuten seine Seele ausgehaucht hatte.

Der Mörder schleppte den Entseelten in den Garten und vergrub ihn dort zwischen zwei Feigenbäumen. Dann beseitigte er alle Spuren des Mordes.

Der berühmte Gabirol aber blieb verschollen, niemand wusste etwas über sein Ende.

Doch als die Menschen schwiegen, klagten die Bäume und Tiere an. Als alle anderen Bäume im Herbste ihr Laub fallen liessen, behielten die beiden Feigenbäume am Grabe Gabirols ihre herrlichen Laubkronen. Als überall der Gesang der Vögel verstummt war, liessen in den Zweigen der Feigenbäume zwei Nachtigallen Tag für Tag, Nacht für Nacht ihre lockenden und klagenden Weisen erschallen. Wer vorüber ging, blieb stehen und lauschte und wunderte sich über das Grün und den Gesang.

Mitten im Winter blühten die Feigenbäume und als das Passahfest gefeiert wurde, waren die Feigen reif. In Hülle und Fülle blitzten aus dem grünen Laube grosse purpurrote Birnen hervor und lachten jedem Vorübergehenden ins Herz. Dazu schlugen die Nachtigallen ohne Unterlass. Die ganze Stadt sprach von den wunderbaren Feigenbäumen.

Auch der Chalif hörte von ihnen, und weil ihm alles so sonderbar vorkam, liess er den Edelmann vor sich kommen. Er kostete von den über-

aus würzigen Früchten und fragte: „Wie hast du es nur angefangen, dass deine beiden Bäume vorzeitig solche grosse herrliche Feigen zur Reife bringen? Ich möchte deine Kunstmittel auch an meinen eigenen Bäumen erproben.“

Der Mörder war aber an den frühen Früchten unschuldig, wusste nicht ein und aus und fing an zu stammeln: „Ich habe — ich bin — ich bin — ich habe.“

Da stieg in dem Chalifen eine schlimme Ahnung auf: er glaubte an bösen Zauber und befahl: „Streichet den Rücken dieses wundertätigen Gärtners solange mit dem Riemen, bis er mit seinem Geheimnis herausrückt!“

Nun prasselten die Geisselhiebe nur so nieder auf den breiten Rücken des Neidhards. In dem grässlichsten Schmerze gestand der Maure, dass er aus Neid den Sänger Salomo Gabirol ermordet und unter den Feigenbäumen verscharrt habe.

Da liess der Chalif den Mörder an einer Stechpalme aufknüpfen. Unter der Last des Sünders verdorrte der Baum.

Gabirols Feigenbäume aber grünten fort und fort und trugen wunderwirkende Früchte. Im Schatten der Bäume aber liess der Chalif dem Dichter ein stolzes Denkmal errichten. Dorthin pilgerten seine vielen Freunde und beweinten seinen frühen Tod. So oft wir aber im Gotteshause seine frommen Lieder singen, bewegen sich seine Lippen im Grabe und er lobt seinen Schöpfer und Wiedererwecker.

———

Prinz Vielfrass.

Es war einmal ein König, der herrschte über ein reiches, glückliches Volk. Sein Land zog sich vom Meere hin bis zum Himalaja, der bis in den Himmel hineinragt. Am Abhange des Libanon wuchsen Weinreben wild und trugen Trauben mit Beeren, so gross wie Aepfel. In den Ebenen gab es Ueberfluss an blauen Feigen und süssen Datteln. Im Hochlande sah das Auge weit und breit nur Rosengärten und Mohnfelder in allen Farben. Des Königs Residenz lag in einem Paradiese von Schönheit und Früchtbarkeit. Kein Landmann zog den Pflug durch den Acker oder streute den Samen in die Furchen, und doch waren die Felder ewig grün und trugen fetten Weizen, und die Bäume verloren nie ihren Blätterschmuck und hingen voll der saftigsten Früchte, und die Menschen brauchten nur die Hände auszustrecken und zu ernten.

Gegen die heissen Strahlen der Sonne bildeten die Palmenhaine einen natürlichen Schirm und wenn der goldene Mond aufstieg und durch die Zweige guckte, dann lagerten die Menschen auf dem Blumenteppich der Haine und ergötzten sich am Dufte der Nelken und Lilien und am Gesang der tausend und abertausend Amseln und Nachtigallen. Auf den Zweigen wiegten sich bunte Papageien und plauderten, und von allen Seiten erscholl der Ruf des Kuckucks.

Wenn der König unter sein Volk trat, da fiel vor ihm alles auf die Knie und murmelte Gebete für sein Wohl.

Der König hatte aber einen Sohn, der hiess Rom. Rom war hoch und schlank wie eine Palme und stark wie eine Marmorsäule. Wenn er zur Jagd ins Gebirge zog, dann ging er ruhigen Blickes auf den dräuenden Löwen, zog ihn am Barte und neckte ihn und zerriss seinen Rachen, wie man Leinen zerreisst. Der giftigen Schlange drückte er den Hals zusammen und schleuderte sie gegen den Felsen, an dem sie zerschellte. Den Elephanten hielt er im Laufe auf und den Adler traf er sicher mit seinem Pfeile.

Aber er war auch weise und hatte alle Schriften seines Volkes gelesen. Er verkehrte mit Weisen und gab ihnen Rätsel auf.

Darum liebte ihn das Volk mehr als den König und jauchzte ihm zu, wenn er sich sehen liess.

Rom war aber freundlich und gut zu dem Volke. Der König war dennoch nicht glücklich, denn sein einziger Sohn Rom war ein Vielfrass von Jugend auf. Seine Mahlzeiten nahm er nicht an der königlichen Tafel, sondern in seinem eigenen Gemache ein. Wenn er beim Essen sass, tat sich eine geheime Tür auf und zwei Männer traten ins Speisezimmer. Gabriel, der eine, setzte sich zu seiner Rechten, Samael, der andere, nahm an seiner Linken Platz. Legte Rom Messer und Gabel hin, weil er fertig war, dann wandte sich Gabriel zu ihm und sagte: „Rom, du hast deinem Körper Genüge getan, so geh' jetzt ans Werk! Lies ein Buch oder geh in den Garten und erfreu dich an der schönen Natur! Suche deinen Freund

auf und plaudere mit ihm oder pflege Rats mit den Dienern des Königs!"

Aber schnell erhob sich Samael und sprach: „Rom, du bist des Königs einziger Sohn, willst du dein Leben verkürzen und knausern wie einer aus dem Volke? Für wen hat die Erde alle Süssigkeiten hervorgebracht, wenn nicht für die Edlen? Prinz, Prinz, du versündigst dich gegen deinen Leib, wenn du ihn nicht pflegst, damit du tüchtig wirst zur Regierung, zur Jagd und zum Kampfspiel."

Da hörte Rom auf Samaels Rat und er befahl dem Koch, dass er ihm ein ganzes Sauglämmchen bringe, knusprig gebraten, und ein Täubchen oder Fische mit schmackhafter Tunke. Rom blieb lange an der Tafel sitzen und trank köstlichen Wein. Je mehr er ass, desto mehr stellte sich der Durst ein. Darum trank er immerzu. Gabriel ging dann betrübt fort, weil Rom nicht auf seinen Rat hörte.

So ging es Tag für Tag. Roms Magen wurde immer weiter, sein Hunger immer grösser, seine Tischzeit immer länger und die Mahlzeit immer reichlicher. Gabriel ermahnte Tag für Tag ohne Erfolg. Der Stimme Samaels lieh der Prinz willig Gehör. Als Rom zwanzig Jahr alt war, verzehrte er täglich zwei Lämmchen, eines zum Frühstück, eines zur Abendmahlzeit, ass dazu sechzig Laibchen feinen Brotes, verschlang Fische, gebratene Gänse, Enten, Hühner, Täubchen und trank dazu hohe Krüge alten Weines. Sein Körper wurde gewaltig und seiner Kraft widerstand nichts auf Erden.

Der König hatte die Gefrässigkeit seines Sohnes vom Koch erfahren, und er weinte im geheimen

um seinen Sohn, der ein Vielfrass geworden war, und er beschloss den Tod Roms. Er sollte nicht in Schanden leben und in Schmach sterben.

Aber da das Volk Rom über alles liebte, wollte der König den Prinzen nicht in seinem eigenen Lande töten lassen. Er gedachte, ihn zu seinem Bruder Arnai zu senden. Der wohnte hinter dem Himalaja in der Stadt Parasah am Strome Tisa. Der sollte den Vielfrass beseitigen. Er schrieb einen Brief, darin stand: „Mein lieber Bruder Arnai! Hier sende ich dir meinen Sohn Rom. Seinesgleichen gibt es nicht mehr an Stärke, Weisheit und Schönheit. Er ist mir lieber als mein Leben und dennoch habe ich seinen Tod beschlossen. Denn wisse, er ist ein Vielfrass und verschlingt täglich zwei Lämmer, sechzig Brote, ungezählte Tauben, Hühner, Enten und Gänse und spült diese fetten Brocken mit vielen Krügen Weines hinunter. Was wird sein Ende sein? Seine Fressgier kann zuletzt nicht mehr gestillt werden, und er wird wie ein Wolf Menschen und Tiere erwürgen und Blut trinken. Darum soll er jetzt sterben, weil ich und das Volk ihn noch lieben. Bleibt er am Leben, so wird ihn jeder verfluchen. Mir ist es schwer ums Herz, und ich wollte mir wohl beide Augen ausstechen lassen, wenn ich ihn von seinem Uebel retten könnte. Aber das geht nun nicht mehr. Darum töte du ihn. Ich werde kinderlos seinen Tod beweinen, bis ich ins Grab sinke."

Diesen Brief gab er Rom und sagte: „Ziehe mit grossem Gefolge zu deinem Oheim Arnai, der seine Residenz am Strome Tisa hat! Halte dort um die Hand deiner Base Roma an. Sie ist schön und weise und würdig, deine Gemahlin zu werden."

Darauf küsste er ihn unter Tränen und entliess ihn. Prinz Vielfrass ritt an der Spitze einer grossen Reiterschar mit Trompetenschall aus der Stadt. Ihm folgten viele Wagen mit fetten Schlachttieren, gemästetem Geflügel ohne Zahl, vollen Weinfässern und feinem Brote.

Während der Mahlzeiten hatte der Prinz Vielfrass den Samael zur Seite. Gabriel liess sich nicht mehr sehen, und der Prinz war froh, dass er den lästigen Mahner los war.

Nach sieben Tagen erstieg der Reiterzug ein hohes Gebirge. Das lag voller Felssteine, die haushoch waren. Aus der Ferne erscholl anhaltender Donner, wie vom Sturze mächtiger Wasser. Prinz Vielfrass ging dem Brausen nach und kam an einen Strom, der von hohen Felsen herunterstürzte, sich in Schaumwolken auflöste und im tiefen Bette sich wieder sammelte. Rom setzte sich, weit vom Wassersturz entfernt, unter einen Weidenbaum an das Ufer des Stromes und sah nach dem Stromfalle. Da sah er, wie Gabriel durch die Luft über den Wassersturz herabfuhr. Gabriel griff Felssteine vom Boden auf und warf sie in den Strom und kam Rom immer näher und warf fort und fort mächtige Steine nach einem Gegenstand in der Strömung. Rom sah einen Menschenkopf mitten im Strome dahin schwimmen. Hinter diesem her trieb auch der kopflose Körper mit plumpem Leibe. Der wollte immer ans Ufer treiben und Gabriel warf Steine nach ihm, damit er fortschwimme.

Prinz Vielfrass erkannte Gabriel und sagte zornig: „Was für eine Torheit treibst du da? Du durchlöcherst ja den Leichnam zu einem Siebe. Hast du nicht mehr Achtung vor dem Tod und dem Toten?“

Gabriel stellte sich, als kenne er den Prinzen nicht und antwortete: „Als der noch lebte, war er mir lieb und teuer; da er nun einmal tot ist, tu ich ihm nicht mehr weh. Ich töte ja nur die Würmer, die sich in seinem Leibe tummeln. Sieh, der Körper ist so aufgedunsen, bleibt überall hängen und will dem Kopf nicht folgen, darum werfe ich nach ihm, damit er in der Strömung bleibe und zum Kopfe komme."

Der Prinz fragte: „Wer war denn dieses Riesenfass im Leben? Du sagst, er war dir vertraut."

Gabriel antwortete: „Er war ein gar lieber Königssohn und hiess Rom. Ich nannte ihn aber den Prinzen Vielfrass, weil er Nahrung verschlang wie die nimmersatten Tiere der Wüste. All meine Warnungen schlug er in den Wind, und ich sagte mich daher von ihm los. Als er um die schöne Roma in Parasah freite und auch dort der Gier frönte, trennte der König Arnai in Verachtung durch einen Schwertschlag den hohlen Kopf vom vollen Leib und liess beide Teile in den Tisa werfen. Da ist meine alte Liebe zu Rom wieder erwacht und ich begleite ihn zur letzten Ruhestätte ins Meer, aber ich habe grosse Mühe, Leib und Kopf beisammen zu halten. Du siehst, auch jetzt ging das Fass seinen eigenen Weg und liegt hier am Schilfe fest."

Rom, der Vielfrass, sah sich seinen eigenen Leichnam näher an und Gabriel sagte: „Er beisst nicht mehr, greif ihn nur bei der Gurgel!"

Da fasste Rom die Gurgel an und sie war so eng wie die Gurgel eines jeden anderen Menschen.

Gabriel sagte: „Nun greife ihn am Schlund!"

Rom fasste an der Speiseröhre an, die ging so weit auseinander, wie ein dicker, voller Sack, wenn man den Knoten aufmacht.

Gabriel sagte: „Der Prinz Vielfrass hat durch sein Verschlingen den Schlund so geweitet, dass dicke Steine durchgehen," und er holte Steine und liess sie durch die Speiseröhre fallen. Dann gab er dem Dickwanst einen Fusstritt, und die Strömung erfasste das Fass und trieb es fort. Gabriel aber stieg in einer Wolke auf.

Rom suchte sein Gefolge auf und zog weiter. Am folgenden Tage liess er sich wieder gut auftischen. Aber von den Lämmern liess er vorher die Beine und von dem Geflügel die Flügel abschneiden und trank einen Krug Wein weniger. Am dritten Tage liess er alles ohne Hals, Beine oder Flügel auftragen und er trank zwei Krug weniger. Und so ging es Tag für Tag; die Braten wurden immer kleiner, die Speisen immer weniger und die Tischzeit immer kürzer. Nach zweiundvierzig Tagen war Roms Mahlzeit nicht köstlicher und reichlicher als die seiner Diener.

Da sah der Reiterzug die Tore von Parasah. Arnai kam an der Spitze seiner tausend Diener und eines grossen Heeres dem Prinzen Rom entgegen. Als Rom den Oheim vor sich sah, stieg er vom Pferde und verbeugte sich tief vor dem König, küsste seine Hand und überreichte ihm den Brief seines Vaters. In feierlichem Zuge geleitete Arnai den schönen Prinzen, der alles Volk an Grösse überragte, in den Palast. Dort wurde den Gästen ein festliches Mahl gegeben.

Arnai hatte seines Bruders Brief gelesen. Obwohl ihm Rom wegen seiner verständigen Rede und seiner königlichen Gestalt gut gefiel, wollte

er doch seines Bruders Wunsch erfüllen. Niemals wollte er seine schöne Roma einem Vielfrass geben. Nein, wenn Rom wirklich ein Vielfrass war, dann wollte er ihn durch das Schwert enthaupten lassen. Darum liess er in einem besonderen Gemach für Rom decken und alle Speisen ihm vorsetzen, die er nach seiner Gewohnheit vor Antritt der Reise verzehrt hatte. Durch einen Türspalt beobachteten ihn der König und die Königin. Rom ass nur wenig von einigen Speisen und trank ein Glässchen Wein. Fröhlich erhob er sich von der Tafel und liess sich von der Königin zu der schönen Roma führen.

Als die beiden einander sahen, da war jeder erstaunt über die Schönheit des anderen und ihre Herzen waren voll Sehnsucht und Lust und Schmerz. Die Königin führte sie in den Lustgarten, damit sie dort Kurzweile trieben. Sie ritten auf feurigen Pferden, fuhren in Ruderbooten, schoben Kegel und hatten viel Vergnügen. Der Prinz Rom sah immerzu in die Augen der Prinzessin Roma, denn er hatte sie gar lieb und er sagte: „Base Roma, wie hoch hüpft wohl mein Herz in meiner Brust vor Freude, dass ich in deine lieben Augen sehen kann?“ Da antwortete die Prinzessin: „Sicher nicht höher als bis zum Halse.“ „Nicht getroffen,“ sprach Rom. „Sieh, so hoch,“ und er nahm eine der Kegelkugeln und schleuderte sie gegen den Himmel, sodass sie sich in den Wolken verlor.

„Also himmelhoch jauchzt dein Herz,“ sagte Roma und das Blut schoss ihr vor Freude und Scham in die Wangen. Und sie fuhr fort und fragte: „Was wird wohl mit Roma geschehen, wenn Rom sie verlässt?“ Da sagte der Prinz:

„Sie wird einem andern Prinzen zur Frau gegeben werden und wird sich fügen.“

„Da kennst du sie schlecht,“ versetzte Roma, riss mit einem Ruck eine junge Palme aus der Erde, zerbrach sie und schleuderte die Stücke in das Wurzelloch. „Also du brichst zusammen und sinkst ins Grab,“ deutete nun Rom und er war überglücklich, weil Roma auch ihn lieb hatte.

Die Prinzessin aber nahm eine Laute und schlug in die Saiten und sang dazu. Die Tauben flogen herbei und setzten sich auf die Schultern Romas. Dann flatterten auch Schwalben und Bachstelzen und Rotkehlchen und Meisen herbei und sassen auf ihren Armen und Händen und in ihrem Schosse. Da musste sie zu spielen aufhören. Rom aber dachte: „Wäre ich doch auch ein Vöglein, ich würde mir in ihren Locken ein Nestchen bauen!“ Golden und herrlich ging die Sonne unter, aber Roma überstrahlte die Sonne in ihrer Schönheit.

Der König sagte zu seiner Gemahlin: „Rom hat sich heute mit Mühe beherrscht. Morgen wird seine wahre Natur zum Vorschein kommen; denn der Hunger ist stärker als Eisen. Wenn er sich als Vielfrass erweist, wird er selbst ein Frass der Raben.“

Am andern Tage fand Rom wieder einen reichen Tisch. Vor ihm standen gebratene Lämmchen, Gänse, Enten, Hühner, Täubchen, Fische mit Weintunke, sechzig Laibchen Brot und mehrere Krüge mit altem Weine. Rom kostete vom Fisch, tat auch dem Braten Ehre an, trank dazu ein Glas Wein und wollte aufstehen. Da trat sein alter Freund Samael zu ihm und sprach: „Prinz, willst du ein Hungerkünstler werden? Schon sind

deine Wangen blass und eingefallen und deine Kleider hängen dir zu weit am Körper herunter. Niemals wird Roma die Frau eines Schwächlings.". Aber Rom erhob sich, ballte beide Fäuste und stürzte sich auf Samael. Er sprach: „Geh zum Satan, du falscher Verführer! Noch bin ich stark und will an dir meine Kraft erproben."

Da hat sich Samael schnell dünne gemacht und ist durch das Schlüsselloch der Tür entflohen.

Der König hatte ihn aber wieder beobachtet, trat verwundert auf ihn zu und fragte: „Rom, schmeckt dir das Essen nicht in Parasah? Du bist doch sonst kein Kostverächter und kannst gebratene Lämmer verschlingen. Wie kannst du dich nur so verstellen?"

Da sprach Rom: „Lieber Oheim, der Prinz Vielfrass ist tot. Du hast ihn ja selbst mit dem Schwerte enthauptet, weil er ein Schlemmer und Säufer war. Ich habe den leeren Kopf und den aufgedunsenen Leib im Tisa schwimmen gesehen. Mögen sich die Haifische an ihm gütlich tun. Vor dir hier steht aber Rom, der dich um deine holde Tochter Roma bittet. Ach, Onkel, gib sie mir zur Frau! Jetzt bin ich ihrer würdig."

Auch Roma kam, fiel dem Vater um den Hals und bat: „Vater, lass mich mit Rom gehen! Ich habe in seinen Augen gelesen, er ist treu und gut."

Da sagte Arnai: „Rom, du bist stärker als der mächtigste Held, du hast dich selbst bezwungen. Hier ist Roma, sie werde deine Frau."

Rom und Roma hielten bald Hochzeit. Da ging es hoch her. Wie schön die Gewänder und wie köstlich die Speisen und wie herrlich die Geschenke des jungen Paares waren, kann ich in

Worten gar nicht sagen. Als ich das alles gesehen habe, da sind mir die Augen übergelaufen.

Rom ass wenig und wenn Roma sagte: „Lieber, so greif doch zu!“ da erwiderte Rom: „Liebe, ich bin schon satt vom Zusehen. Wenn ich dich habe, so fehlt mir nichts.“

Nach der Hochzeit führte Rom sein junges Weib zu seinem Vater. Vor ihnen her zogen tausend Reiter, hoch zu Pferd, tausend Elephanten, die Türme mit Kriegern trugen, tausend Dromedare mit Bogenschützen. Hinter ihnen folgte ein ebensolcher Zug. Viele Musikbanden spielten frohe Weisen. Viele tausend Fahnen flatterten und der Jubel des Volkes war mächtiger als das Brausen des Tisawasserfalles.

Nach 49 Tagen kam Rom zu seinem Vater. Der sass auf dem Throne. Wie er Rom und Roma zu seinen Füssen sah, traf ihn der Herzschlag. Er hatte Rom schon lange betrauert, weil er glaubte, er schlummere in der Erde. Nun lebte Rom und kniete an der Seite der schönen Roma; da tötete die Freude den alten König.

Aus der Menge drängte sich aber Gabriel vor, setzte Rom eine goldene Krone mit tausend Edelsteinen aufs Haupt und rief laut: „Hoch lebe der neue König Rom!“ und alles Volk stimmte ein.

Und nun bestiegen Rom und Roma den Thron. Sie waren beide gut und weise und hatten sich ohne Massen lieb. Ihre Kinder machten ihnen viele Freuden. In der Zeitung hat aber noch nicht gestanden, dass Rom und Roma gestorben sind.

———

Der Reisigbinder.

I.

Am Rande eines tiefen, dunklen Waldes auf dem Libanon stand einsam eine alte Hütte, worin bittere Armut das Regiment führte. Darin wohnte mit Frau und Kindern ein rechtschaffener Mann, der trocknes Reisig auf seinem Schiebkarren zur Stadt fuhr und zum Feuermachen verkaufte, so gut er konnte. Mit dem Erlöse sollte er zehn hungrige Mägen sättigen, denn er hatte zehn Kinder, und nur der älteste konnte ihm bei der Arbeit zur Hand sein.

Der schnitt Tag für Tag im Winter von den Birken und Buchen die untersten Zweige ab und band sie zu Bündeln. Im Sommer aber sammelte er dürre, abgefallene Reiser und band sie zu Wellen, oder Tannenzapfen, die er in Säcken aufbewahrte. So verbrachte er seine Tage im Walde, hörte das Rauschen der Baumwipfel und das Raunen der Geister in den Zweigen. Singen bei der Arbeit konnte er nicht; denn wer singt, wenn der Magen knurrt? Aber er dachte umsomehr.

Er machte sich allerlei Gedanken, was er wohl tun müsse, um seinem Vater das Joch zu erleichtern und die eingefallenen Wangen seiner Mutter wieder voller zu machen. Denn das Reisigbinden war zu nichts mehr nütze.

Da war er eines Tages wieder im Walde. Der Vater kam zu ihm und liess den Kopf tief auf die Brust hängen.

„Wie ging das Geschäft, Vater?“ fragte er.

„Es ist ganz auf den Hund gekommen, Junge,“ erwiderte der Vater. „Reisig ist bei der Hitze gar nicht mehr an den Mann zu bringen. Wenn Gott nicht hilft, dann müssen wir alle Hungers sterben.“

Bei diesen Worten rollten bittere Tränen über das bleiche Gesicht des Vaters, seine Augen umdüsterten sich, seine Schritte wankten, und er musste sich an einem Baume festhalten. Sein Sohn sprang auf ihn zu, fing ihn mit den Armen auf und liess ihn sanft zu Boden sinken, weil eine Ohnmacht über den Vater gekommen war.

Als der Reisigbinder so allein mit dem hilflosen Vater im Walde war, richtete er seine Augen zu dem, der über den Sternen thront, und fragte, warum gerade in seines Vaters Hütte der Hunger jede Freude töte, warum dort der Fleiss keinen Preis bringe.

„Lebe wohl, Wald,“ rief er, „mich siehst du so bald nicht wieder. Ich will sehen, ob nicht in der Fremde mein Weizen blüht.“

Am andern Morgen nahm der Reisigbinder Abschied von Vater und Mutter. Seine neun Brüder wünschten ihm eine gute Reise und baten, er möge ihnen Brot und Kleider mitbringen, wenn er wiederkomme.

„Komm bald wieder, komm gesund wieder!“ das waren die letzten Worte, die ihm aus der Hütte folgten.

Er hatte ein weites Reiseziel vor sich, da er des Vaters Bruder in Tiberias besuchen wollte.

Doch rüstig harrte er aus, er hatte ja junge Beine, und sein Leib war von Fett nicht beschwert. Seinen Hunger stillte er, wenn er unter einem Feigenbaume verdorrte, runzelige Früchte fand. Wenn ihn dürstete, schöpfte er Wasser aus dem Jordan.

Als die Nacht hereinbrach, legte er furchtlos sein Haupt auf ein Bündel Stroh, eine mächtige Zeder breitete ihre Aeste wie einen Schirm über ihm aus. Vom Meere her säuselte ein lauer Wind durch die Nadeln des Baumes, im tiefblauen Himmel leuchteten die goldenen Sterne aus dem nächtlichen Dunkel auf, und der Mond warf seinen Zauberschein auf die öden Höhen und das ferne tiefe Tal. Eine Menschenseele war nirgends wahrzunehmen.

Schon hatte der Reisigbinder, von Hunger und Müdigkeit überwältigt, die Lider zum Schlafe gesenkt, als er Schritte vernahm. Er schlug die Augen auf und sah über sich einen uralten Greis mit lang herabwallendem, weissem Barte, mit grossen, wie Feuer funkelnden Augen und einem Ledergurt um die Lenden. Der Reisigbinder erschrak und sprang auf.

Der Greis aber sprach: „Fürchte dich nicht, mein Sohn! Hast du nichts von Elijah, dem Propheten, gehört, der niemals gestorben ist, der als Gottes Bote auf Erden wallt, um Trauernde zu trösten, Hungernde zu sättigen und Leidenden zu helfen? Ich bin Elijah. Hier hast du Brot und Milch; iss und trink und schlafe und geh morgen weiter deines Weges!“

Der Reisigbinder war sprachlos vor Verwirrung, aber er gehorchte. Und als er satt war, fragte er, wie er diese Bewirtung nur vergelten könne.

Elijah sagte: „Mir danke nicht! Aber kommt je ein abgerissener Armer in dein Haus, dann nimm ihn freundlich auf und setze ihn oben an den Tisch, damit er den Ehrenplatz im Hause einnehme!" Dann war er plötzlich den Augen des Reisigbinders entschwunden.

Der sah sich um und rief, aber vergebens. Er legte sich auf sein Strohbündel und schlief wie auf weichem Pfühle.

Nach einer langen Wanderung kehrte er bei seinem Onkel ein und wurde von ihm, seinem Weibe und seiner Tochter freundlich begrüsst und gut aufgenommen. Er musste von seinen Eltern und Geschwistern erzählen, was der Vater treibe, und wie die Mutter allein so viele Kinder pflegen könne, und wie alt der Jüngste sei, und wie sie alle heissen, und was sie alle werden wollen. Und der Reisigbinder konnte wieder seinen grossen Hunger bändigen, und schlief nachts in seidenen Betten und musste am anderen Tage im Stalle die Rinder und auf den Triften die Schafe ansehen. Denn der Onkel war schwer reich und sehr angesehen in Tiberias.

II.

Dem Reisigbinder gefiel es gar wohl, und er hätte solches Leben wohl immer führen mögen. Aber wenn er recht satt war, dachte er an den Hunger in seines Vaters Hütte und an den Zweck seiner Wanderschaft.

Es fiel ihm auch auf, dass trotz des Wohlstandes und des Ueberflusses auch im Hause des Onkels keine Freude und kein Lachen aufkam.

Die Base trug eine stille Trauer im lieben Gesichtchen, sie sprach nur leise und schlug, wenn

sie nicht mit jemand sprach, die Augen zu Boden, als ob sie ein verlorenes Glück wieder suchte. Der Reisigbinder bemerkte oft, dass ihre sanften Taubenaugen nass waren, sie musste wohl im geheimen geweint haben.

In ihrem Herzeleid erschien sie ihm so lieblich und so begehrenswert, dass er an alles vergass, an die neun Brüder im Walde, an die bleiche Mutter und den mutlosen Vater.

Aber wie durfte der arme Reisigbinder nur die Augen zu der holden, reichen Base erheben! Bei dem blossen Gedanken zerschmolz sein Herz zu Wasser. Aber ihr Kummer ging ihm an die Seele.

Als er eines Tages die Base lang angeschaut und ihr Bild so fest in sich aufgenommen hatte, dass er sich nicht mehr davon trennen wollte, ging er mit vollem Herzen in den Hof zum Onkel. Der hatte die Pferde vor den Wagen gespannt, um aufs Feld zu fahren. Sein Hund sprang vor Freude an ihm hinauf und bellte die Pferde an. Der Onkel schalt den Hund, doch der liess nicht ab von seinem Gehäbe.

Da sprach der Reisigbinder: „Onkel, lass doch den Hund! Warum soll er seine Freude nicht in die Welt hinausbellen? Nur der Kummer ist still und verschlossen und zieht sich in den Winkel zurück. Die Freude ist mitteilsam und will auf die Strasse, damit jeder mitjubele."

Beide stiegen auf die Wagen und die Pferde trabten durch die Stadt aufs Land hinaus. Der Hund aber sprang rechts und links und bellte.

Da dachte der Reisigbinder: „Der Hund fürchtet sich nicht vor den Pferden und bellt sie an, obwohl sie ihn zerstampfen können. Und ich

sollte mich vor dem Onkel fürchten?“ und er stärkte seinen Mut und sprach: „Onkel, ich habe ein grosses Anliegen.“

Darauf erwiderte der Onkel: „Steht es in meiner Macht, so will ich dein Verlangen gern erfüllen.“

„Ja,“ sagte der Reisigbinder, „in deiner Macht steht es wohl, nur fürchte ich, du wirst mich armen Reisigbinder abweisen.“

„Nein, nein,“ erwiderte der Onkel, „du bist mein lieber Gast, der das Leben in meinem Haus erweckt hat. Du bist der Sohn meines lieben Bruders, warum soll ich nicht dir deine Bitte gewähren!“

Nun war der Reisigbinder innerlich recht froh, und er hätte auch laut aufjauchzen mögen. Aber er war klug und machte ein recht betrübtes Gesicht und sprach: „Ach, lieber Onkel, ich kann es doch nicht glauben. Drum schwöre mir, dass du meinen Wunsch, den du leicht erfüllen kannst, auch erfüllen wirst.“

Der Onkel dachte an die Armut des Reisigbinders, und dass er vielleicht ein schön Stück Geld als Abschiedsgeschenk mit zum Vater bringen wolle, und schwur.

Jetzt atmete der Reisigbinder tief auf, fiel dem Onkel um den Hals und sprach: „So gib mir meine Base zum Weibe!“

Der Onkel sprang vom Sitze auf, riss die Pferde mit einem kräftigen Ruck zurück und sprang ab. Auch der Reisigbinder stieg vom Wagen herunter, aber ganz gedrückt, weil er ein Gewitter vermutete.

Der Onkel spannte die Pferde aus, nahm den

Reisigbinder vor und sagte: „Diesen Wunsch kann ich dir nicht erfüllen.“

Aber der Reisigbinder hatte sich wieder gefunden und erinnerte den Onkel an seinen Schwur.

Daran hatte der ganz vergessen, zog darum zartere Saiten auf und wollte ihn mit Gold abfinden.

„Ja,“ sagte er, „ich habe wohl geschworen, aber meine Tochter darf ich dir nicht geben. Verlang soviel Geld, als du haben willst, verlang mein ganzes Vermögen, ich habe geschworen, ich will dir alles geben, weil es in meiner Macht steht. Ich will mit euch tauschen, in euere Hütte ziehen und Reisig verkaufen. Aber verlange nicht meine Tochter!“

Das sprach der Onkel so treuherzig, dass der Reisigbinder nicht mehr an Falschheit und List, auch nicht an Hochmut und Stolz des Onkels glauben konnte. Er ward nun selbst recht traurig und fragte nach dem Grunde.

Die Pferde weideten auf dem Acker, und der Hund jagte in wilder Hetze im Felde herum.

III.

„Es ist eine traurige Geschichte,“ fing der Alte zu erzählen an. „Deine Base ist kein junges Mädchen mehr, wie es dich dünkt. Sie trägt schon zum zweiten Mal den Witwenschleier. Viele Jünglinge von guter Abkunft warben um die Hand der reichen Jungfrau, und den edelsten erwählte sie zum Gemahl. Alle jungen Mädchen beneideten sie um den herrlichen Bräutigam. Mit grosser Pracht wurde das Hochzeitsfest gefeiert. Uebergross war das Glück der jungen Braut. Aber es dauerte nur einen Tag. Denn am Morgen nach der Hoch-

zeit stand der junge Ehemann nicht mehr auf vom Bette, das sein Totenlager geworden war. Uebergross war auch der Schmerz der jungen Witwe. Sie raufte sich die Haare, zerriss ihre kostbaren Schmuckkleider und verhärmte ihr junges Leben.

Da lebte sie wieder auf, als der gelehrteste Jüngling der Hochschule zu Tiberias sich ihr nahte und um ihre Liebe warb. So reich wie am Wissen, so reich war er an Tugend.

Und zum zweiten Male wurde Hochzeit gefeiert, nicht so sprunkvoll, nicht so laut, aber doch freudig.

Aber auch auf diese Freude folgte bitteres Leid. Der Gelehrte fiel dem Todesengel zum Opfer, und zum zweiten Male wölbte sich der Hügel über meiner Tochter Augenlust.

Seitdem ist ihr Lebensmut gebrochen. Sie verschliesst sich jeder Freude, wünscht sich den Tod und sitzt als Trauernde zwischen uns Alten. O, wie leid tut es mir um mein liebes Kind, dem böse Zungen die Schuld an dem Tod der beiden Männer aufbürden. Sie gleichet der Rosenknospe, die wegen fortdauernden Regens im Keime fault.

Dich aber, mein lieber Neffe, hat der gütige Gott in unser Trauerhaus geschickt, damit du ein Tröster werdest. Seit deinem Eintritte bei uns leben wir wieder auf, selbst das gramdurchfurchte Antlitz meiner Tochter wird wieder heiter. Unsere einzige Hoffnung ist es, sie genesen zu sehen. Wird nicht ihr armes Herz ganz brechen, wenn auch du, als ihr dritter Gemahl, dem Tode zur Beute fällst. Und was wird aus uns, aus ihr und aus deinen Eltern und Geschwistern?“

So hatte herzlich der Onkel gesprochen, und er wischte sich die Tränen aus den Augen.

„Trotz alledem!“ entgegnete ohne Zaudern der Reisigbinder. „Trotz dem Tode will ich meine Base zur Frau haben. Und jetzt, wo ich alles weiss, erst recht. Ich weiss es aus deinen Worten, dass sie mich gern hat, und ich muss sie haben und ist es auch mein Tod.“

Beide sprachen nun kein Wort mehr. Die Pferde wurden vor den Wagen gespannt, sie zogen an, und Onkel und Neffe luden mit emsiger Hand die reiche Frucht auf. Jetzt war auch der Hund wieder da, und mit seinem Gebelfer eiferte er die Pferde zum raschen Zuge an.

Noch am selben Abend eröffnete der kühne Jüngling der stillen Base sein Herz, und da taute das Eis um ihr Herz plötzlich auf. Es zerschmolz an der warmen Liebe des Reisigbinders.

Sie war früher stolz gewesen auf den edlen Jüngling, der ihr erster Gemahl wurde, dann war sie stolz auf den Gelehrten, der ihr zweiter Mann wurde, aber viel stolzer war sie jetzt auf den Reisigbinder, auf ihren Vetter, dessen Liebe zu ihr den Tod nicht fürchtete. Sie hatte ihn ja auch so lieb, seit sie ihm zum ersten Male in sein unschuldiges, treues Auge gesehen hatte.

Der Onkel warnte und riet von der Heirat ab, aber der Reisigbinder blieb fest.

Die Base fand ihre Sprache wieder. Wie die Freude, so macht auch Liebe und Hoffnung gesprächig. Sie schloss sich in ihr Kämmerchen ein und betete, nicht viele Worte, aber aus dem vollen Herzen.

„Herr des Lebens!“ sprach sie. „Lass mich

nicht schuld sein am Tode des Guten. Sieh, wie er ohne Arg und Furcht ist!"

Und diese wenigen Worte unter Tränen und Seufzer wurden im Himmel so gut verstanden wie die längsten Gebete.

Zur Hochzeitsfeier wurden alle Reichen und Vornehmen in Tiberias geladen. Da sassen sie alle an einer langen Tafel nach ihrer Würde, die gelehrten Rabbis, der Stadthauptmann, die Richter, die Beamten bis zum Torhüter. Die Tafel bog sich unter den schweren Geräten von Gold und Silber; goldener Wein perlte in den Gläsern, und der Duft der Speisen stach gar angenehm in die Nase. So feierte der arme Reisigbinder Hochzeit mit der schönen Erbin des reichsten Mannes in Tiberias.

Er sass glücklich neben seiner jungen Frau im Brautzelte, das auf vier vergoldeten Stangen ruhte.

Das Dach war aus purpurblauem Tuche; daran glitzerten Sterne aus purem Golde; die Seitenwände waren aus rotem Purpur, überall an den Seiten hingen Silberglöckchen, die lustig läuteten, wenn das Tuch berührt wurde. Das Brautpaar sprach nicht viel; ihre Herzen waren voll. Der Reisigbinder fasste die Hand seiner schönen Braut. Sie sagte: „Ich lass nicht von dir!" und er sah in ihr Auge und sagte: „Dem Tode zum Trotze nicht!"

IV.

Hell klangen die Gläser, lauter wurden die Stimmen, und ein Rabbi erhob sich und wollte ein frommes Wörtchen sagen. Alles schwieg.

Da öffnete sich die Tür, und herein in all die

Pracht und die Freude trat das Elend und der Schrecken. Ein Bettler, er sah wie der Tod aus, stand vor der langen Reihe der Gäste. Tief lagen die Augen in den Höhlen, die Backen zeigten nur Knochen, das Haar war wild. Das Gewand des Elenden aber bestand nur aus Fetzen. Wie Eis zog es sich um das Herz der Hochzeitsgäste. Schon wollte man den ungerufenen Gast aus dem Hause weisen, als der Reisigbinder von der Seite seines Gemahls aufstand, zu dem Armen trat und ihn mit freundlichen Worten bat, Gast auf seinem Hochzeitsfeste sein zu wollen.

„Wie prächtig!" rief er laut. „Gerade das hat mir nicht gefallen, dass kein Verlassener unserem Feste höhere Weihe gab. Komm, lieber Freund, setze dich in meine Nähe und tu unserem Brot und Wein die Ehre an!" und er setzte ihn oben an zwischen den ersten Rabbi und den Stadthauptmann.

Die machten grosse Augen und rückten weit ab. Sie wollten auch etwas sagen, behielten aber das Wort in dem Gehege ihrer Zähne, weil sie die Anordnung des Bräutigams nicht umstossen durften.

Der Elende merkte, dass es seinen Nachbarn nicht geheuer war, er rührte nichts an, trat aber zu dem Bräutigam und sagte: „Junger Mann, leiht mir euer Ohr auf eine kurze Weile in dem Zimmer neben diesem Saale."

Sofort folgte ihm der Reisigbinder.

Als er im Kämmerchen dem Fremden ins Gesicht sah, erschrak er bis in die Seele; denn er sah nichts als Knochen, Haut und Höhlen!

Der Fremde hub an: „Du musst mir folgen,

junger Ehemann. Der Sand in deiner Lebensuhr ist abgelaufen. Wisse, ich bin der Tod!"

Der Reisigbinder war gefasst, ja, er hatte es schon geahnt. Er dachte an Braut und Eltern und sprach: „Ich bin bereit, wenn du im Namen Gottes kommst. Aber sei barmherzig und gewähre mir eine Frist von zwölf Monaten, damit ich mein Ehegemahl zu meinen Eltern führe und diese küsse vor meinem Tode."

Der Schreckensbote sprach, laut mit seinen Zähnen klappernd: „Hast du je gehört, dass der Tod Erbarmen kennt? Er tritt zu dem Säugling, wenn er am Herzen der Mutter liegt, und wartet nicht, bis das Kind sagen kann: „Mutter, ich hab dich so lieb!" Er bricht dem tapferen Krieger, der dem Feinde getrotzt, das Herz, wenn der Lorbeer auf sein Haupt gedrückt werden soll. Er fällt den Priester an, wenn er am Altar opfert, und wartet nicht und fühlt kein Erbarmen. So warte ich auch nicht auf dich, denn deine Stunde hat geschlagen."

Der Reisigbinder dachte an die Not seiner Eltern und sprach: „So vergönne mir noch einen Tag, damit ich für die Meinigen sorgen und Busse tun kann."

Der Tod entgegnete: „Auch keine Stunde, denn deine Zeit ist gekommen."

Da fügte sich der Reisigbinder und sagte: „Erlaube nur, dass ich meinem Gemahle zum letzten Male die Hand drücke, dann stehe ich zu deinen Diensten" und wandte sich schnell zur Tür, trat zu seiner Frau und sagte: „Liebe, ich muss von dir scheiden; der Tod wartet mein!"

Die junge Frau schrak von ihrem Brautsitze auf, stürzte ins Nebenzimmer auf den schreck-

lichen Boten zu und rief: „Nein, nein, du kommst nicht im Namen Gottes. Gott ist wahr, und sein Wort ist wahr. Sein Wort aber heisst: Wenn ein Mann ein neues Weib genommen hat, dann soll er ein Jahr frei sein für sein Haus und sich seines Weibes freuen, das er genommen hat. Wenn du nun Gewalt hättest über meinen Mann, dann würde Gottes Wort Lüge sein, und Gott lügt nicht. Darum kommst du nicht in Gottes Namen! Oder lass uns beide vor Gottes Richterstuhl treten!"

Da sprach der Bote: „Eure Liebe ist ja stärker als der Tod. So soll meine Hand nicht länger gegen deinen Mann erhoben sein, der mir vor allen Gästen so grosse Ehre erwiesen hat. Ich will nun zum Herrn zurück und von ihm mir Rats holen."

Die tapfere Braut aber setzte sich mit ihrem Reisigbinder wieder in das Brautzelt, und das Fest ging weiter, bis alle genug hatten. — — — —

Als der Hahn zum zweiten Male krähte, verliessen die Eltern das unruhige Lager. Sie dachten an die bleichen Leichname ihrer ersten Schwiegersöhne und waren der festen Meinung, dass auch ihren Neffen dasselbe Los getroffen haben werde. Der Onkel wollte schon die Vorbereitungen zur Herstellung eines Grabes treffen. Doch vorher schlich er sich mit seinem Weibe an die Tür des Zimmers, worin die jungen Eheleute wohnten. Sie erwarteten Todesstille und hörten Flüstertöne, Rede und Gegenrede. Da konnten sie vor freudiger Neugierde sich nicht länger halten, öffneten die Tür und standen vor dem lebendigen Schwiegersohne, der seinem glück-

lichen Weibchen gegenüber stand. Da war die Freude gross bei den Eltern und Kindern.

Der Reisigbinder aber sagte: „Frohlocket nicht zu früh! Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Er kommt noch, der Tod! Das ist so sicher wie ich ein Reisigbinder war und nun das schönste, beste Weibchen auf Erden besitze. Aber wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben. Lasst uns das Leben geniessen, weil wir leben!"

Der Onkel aber blieb nicht länger bei dem jungen Paare. Er sattelte die Pferde, liess Kisten und Kasten aufladen, nahm mit seiner Frau Abschied von den Kindern und fuhr in den Wald zum armen Bruder, damit er mit seiner Familie aus aller Not befreit würde.

Der Reisigbinder aber wurde ein Wohltäter seiner Eltern und Geschwister, der Armen und Elenden. Auch ihm wurden von seiner schönen Frau zehn Knaben geboren. Als der Tod endlich nach vielen, vielen Jahren kam, folgte er ihm gern. Aber seine Frau ging mit.

Daud und Salumith.

Im Morgenlande regierte ein König, der klüger war als irgend ein Mensch unter der Sonne. Er verstand die Sprache der Vögel unterm Himmel und der Tiere auf der Erde. Aber er war hochmütig gegen Menschen und trotzig gegen Gott. Seine einzige Tochter Sulamith war schöner als die Lilie auf dem Felde und die Rose im Garten. Wenn sie sang, schwiegen die Vögel und neigten sich die Bäume.

Da sprach der König: „Sulamith erhält nur der zum Weibe, der reicher und stärker ist, als ich es bin.“

Sulamith ging einmal nach des Tages Hitze am Abend mit ihrer Amme in die Stadt. Sie stand auf dem Markte, sah mit grossen Augen das Treiben und hörte, wie die Käufer um die Waren feilschten.

Plötzlich stiess sie einen Schrei aus; eine giftige Natter hatte sie in den Fuss gebissen.

Da warf sich ein Hirte auf die Erde und sog mit seinem Munde das Gift aus der Wunde, nahm die ohnmächtige Prinzessin auf seine Hände und trug sie den Berg hinan in den königlichen Palast.

Wie Sulamith die Augen aufschlug, blickte sie in das schöne Gesicht des Jünglings, und sie sagte: „Ich werde dein nie vergessen, weil du dich nicht vor dem Gifte gefürchtet und mein Leben gerettet hast. Wie ist dein Name?“

Der Hirte antwortete: „Ich heisse Daud und fühle mich glücklich, da ich dich, Sulamith, auf meinen Armen getragen habe."

Zur selben Stunde war der König in seinem Lustgarten. Da sah er, wie eine Schwalbe von der Stadt zu einer andern Schwalbe flog.

Er hörte, wie sie zwitscherte: „Witschi, Witschi, auf dem Markte ist Sulamith, die Prinzessin Sulamith, von einer giftigen Schlange gebissen worden."

Die andere Schwalbe fragte: „Watschi, Watschi, ist die schöne Sulamith denn tot?"

Darauf die erste: „Daud mit dem groben Rock, Daud mit dem groben Rock hat das Gift, das Gift gesogen. Ach Witschi, Witschi, der hat sie jetzt so gern."

Und die zweite antwortete: „Watschi, Watschi, der Schäfer Daud, der Schäfer Daud wird des Königs Schwiegersohn, aber er muss noch lange zerr'n."

Als der König diese Worte hörte, geriet er in heftigen Zorn, eilte in den Palast und traf Daud, wie er gerade die Prinzessin Sulamith auf das Prachtbett mit silbernen Säulen, goldenem Himmel und purpurnem Lager legte. Statt des Dankes schlug er Daud auf die braunen Wangen, zauste ihn an den rabenschwarzen, wallenden Locken und sprach wütend, mit Schaum zwischen den Zähnen: „Du elender Bube, deine Fusstritte entweihen den Palast. Scher dich zu deinen Schafen, sonst werf' ich dich in das dunkelste Loch des Palastes, wo du die Schlangen beschwören kannst, du frevelhafter Zauberer!"

Daud schloss die Lippen und eilte fort.

Sulamith aber weinte bitterlich, weil ihr Vater

den lieben Daud beschimpft hatte. Sie hatte auch Sorge, dass ihr Retter an dem ausgesogenen Gifte sterben könnte. Darum stand sie, als der König beim Mahle sass, von ihrem Lager auf, zog einen Schleier über ihr Haupt und suchte Daud.

Da sie ihn nicht fand, kehrte sie um und setzte sich im Lusthause im Garten ihres Vaters nieder. Dort hörte sie Dauds Stimme. Sie sang:

„Flieh', mein Daud, vor des Königs Wut!
Sulamith bleibt dir ewig gut."

Der Sang Sulamiths war so süss, dass die Nachtigall schwieg und die Bäume sich neigten. Daud ging getrost nach seiner Hütte.

Als der König am anderen Morgen in den Garten kam, sass die Nachtigall auf einem Feigenbaume und sang:

„Daud floh vor des Königs Wut,
Sulamith bleibt ihm ewig gut."

Da kochte das Blut des Königs vor Aerger und Zorn, und er beschloss, Sulamith dem ersten besten Edlen, der um sie werben würde, zur Frau zu geben.

„Eher sähe ich sie tot, als in den Armen eines Schäfers," sagte der hochmütige König.

Asmodai, der König der Schedim, hatte aber schon lange ein Auge auf Sulamith geworfen. Er wollte vorerst des Königs Schwiegersohn werden, dann den König vom Throne stürzen und sich selber die Krone aufsetzen.

Mit vielen Dienern, die ihm untertänig waren, erschien er vor dem König und sprach: „Herr aller Herren und König aller Könige! Der Ruf deiner Weisheit und deines Reichtums ist bis ans Ende der Erde gedrungen, wo mein grosses Reich liegt, das von einem Meere bis zum anderen sich

ausdehnt. Um deine Macht zu bewundern, bin ich gekommen. Auch die Schönheit deiner Tochter rühmt man allerorten, und da meinem Lande noch die Königin fehlt, so bitte ich um die Hand deiner Tochter."

Dem König gefielen die Worte Asmodais, und er sprach: „Sei mir als lieber Gast willkommen! Beim Weine wollen wir weiter sprechen."

Da wurde königlich aufgetragen, und der König trank viel. Asmodai nippte nur am Rande des Kelches. Sulamith musste kommen, damit der fremde König sie kennen lernte. Asmodai verneigte sich tief vor ihr, sie blickte ihn aber mit Verachtung an.

Der König sprach: „Sulamith, ehre ihn, der dich zum Weibe begehrt. Noch heute soll Hochzeit gefeiert werden."

Da versetzte Sulamith: „Das ist nicht meine Ehre, einem Manne anzugehören, von dem man nicht weiss, von wannen er gekommen ist. Nie werde ich ihn als Herrn anerkennen," und stürzte fort in ihre Mädchenkammer.

„Du wirst schon kirre werden und ihm folgen wie das Lamm dem Schäfer, du törichtes Kind!" rief ihr der König nach und trank, um seinen Zorn zu betäuben.

Wäre nur jetzt der König in den Garten gegangen, dann hätten ihm die Raben sein nahes Unheil verkündet. Aber er war trotzig und sagte zu Asmodai: „Ich bin glücklich, dich als meinen Schwiegersohn in die Arme schliessen zu können. Nimm Sulamith hin, sie sei dein!"

Asmodai aber sagte: „Mögest du lange leben und alle deine Feinde zu Füssen treten, weil du mich so hochgeehrt hast. Nimm hier ein Zeichen

meiner Dankbarkeit!" Er nahm einen Ring und steckte ihn an den kleinen Finger des Königs. Da wurde der König willenlos und freute sich mit dem Ring, wie ein Kind mit seinem Spielzeug. Asmodai aber nahm ihm die Krone ab, setzte sie auf sein Haupt, legte sich des Königs Kette um den Hals, steckte des Königs kostbaren Ring an seinen Finger und kleidete sich in des Königs Purpurmantel. Dann stiess er den König zur Tür hinaus, und seine Diener jagten ihn aus dem Palaste auf die Strasse.

Während dieses Thronwechsels weinte Sulamith in ihrem Gemache, dachte an den armen Daud und sprach in ihrem Herzen: „Lieber tot als von Daud lassen! O, könnte ich ihm folgen, wie ein Lämmchen dem Hirten!"

Da trat Asmodai zu ihr mit der Krone auf dem Haupte und den Purpurmantel um und sah wie der König aus.

Sulamith warf sich ihm zu Füssen und flehte: „O Vater, verstosse mich lieber, aber zwinge mich nicht, des elenden Fremdlings Weib zu werden! Sieht er nicht aus wie der leibhaftige Satan selber, so hinterlistig und falsch? Ach, wäre ich doch ein geringes Mädchen aus dem Volke!"

Als sie die Augen zu ihm erhob, erkannte sie den Fremden und stürzte nieder und verbarg ihr schönes Haupt trauernd in den Händen.

Da sprach Asmodai: „Komm auf meinen Schoss, süsses Lämmchen! Als Königin habe ich dich nun nicht mehr nötig. Aber du sollst mir durch deinen Gesang die Zeit vertreiben!" und er griff nach ihr.

Wie der Blitz riss sich Sulamith los, sprang auf und eilte zur Tür. Asmodai hielt sie dort

fest, legte ihr ein Band um den Hals und sprach: „So büsse deine Halsstarrigkeit und Einfalt, indem du als Schaf das Gras des Feldes dir zur Nahrung suchst!“ und er liess Sulamith los.

Diese war sogleich in ein Lämmchen verwandelt, welches aus dem königlichen Palast vertrieben wurde und in der Stadt umherirrte.

Da kam Dauds Herde vom Felde zurück, und das Lämmchen gesellte sich zu ihr.

Es hielt sich immer an der Seite Dauds auf und folgte ihm auf Schritt und Tritt. Daud nannte es nur sein Schossschäfchen. Wenn er im Schatten eines Baumes schlief, lag das Lämmchen neben ihm und schloss die Augen. Wenn er zum Bache ging und mit der hohlen Hand Wasser schöpfte und schlürfte, da hüpfte sein Schossschäfchen hinter ihm her und trank auch aus dem Bache. Daud verwunderte sich über das fremde Tier, nach dem niemand fragte, und zuletzt hatte er es wegen seiner Zutraulichkeit lieb und trug es auf den Händen neben seinem Herzen.

Von Sulamith hatte er lange nichts gesehen und gehört. Da trieb ihn die Neugierde und das Herz zum Königspalaste. Auf allen Seiten standen Kriegsmannen mit gezückten Schwertern und wehrten den Zutritt. Daud fragte einen: „Hast du die Königstochter noch nicht im Garten singen hören? Wenn du ihre süsse Stimme hörst, vergisst du Sorge und Leid und dünkst dich im Paradies.“

Der Wächter antwortete: „Im königlichen Palaste ist keine Tochter, und ich hab’ auch kein Lied vernommen. Nur Schrecken und Furcht wohnen dort im Palaste, und ich bin froh, wenn ich abgelöst werde und in meine Hütte zurückeilen kann.“

Daud wurde recht traurig und sagte: „Und doch habe ich vor wenigen Wochen mit eigenen Händen die Prinzessin vom Marktplatz in den Palast gebracht. Wie kannst du das bestreiten, dass dort eine Königstochter lebe?“

„Ja,“ erwiderte der Wächter, „weisst du denn nicht, dass die schöne Sulamith einem mächtigen König aus fernem Lande zum Weibe gegeben worden ist? Die ist nicht mehr in der Stadt.“

Während sie so sprachen, trat ein Hochgewachsener auf den Wächter zu und rief laut: „Weg da! Mach’ Platz für den König, Mensch! Erkennst du deinen Herrn nicht? Ich will in meinen Palast.“

Der Krieger verstellte ihm den Weg und sagte: „Geh weiter, du Unglücklicher, sonst sperren sie dich noch ein, und du siehst nie wieder das Licht der Sonne.“ Da ging der Mann fort.

Daud aber fragte: „War das nicht der König? Wie konntest du nur so barsch reden und ihn abweisen?“

„Nein, es ist ein Verrückter,“ erwiderte der Wächter. „Weil er Aehnlichkeit mit dem König hat, hält er sich für den König. Aber jeder weiss, dass er nicht bei klarem Verstande ist. Ich fürchte, er könnte doch noch einmal eingesteckt werden, wenn er zudringlicher und lästiger wird.“

Daud sagte: „Ich möchte gern mit dir Freundschaft schliessen. Ich bin zwar nur der Hirte Daud. Aber Schäfer wissen manches, was auch einem Kriegsmann manchmal nützen kann. Vielleicht kann auch ich dir einmal einen Gefallen tun, wie du mir. Wie ist dein Name?“

„Ich bin’s zufrieden,“ sagte der andere.

„Wenn du ein Anliegen hast, dann frage nur nach dem Leibwächter Ebed.“

Da ging Daud weg und suchte seine Hütte auf dem Felde auf. Er konnte nicht schlafen, denn er dachte an Sulamith.

„Kehre wieder, Sulamith!“ so rief er ein und das andere Mal. „Hätte ich doch Flügel, über die ganze Erde hinzuschweben, und die zu suchen, die ich so lieb habe und die gewiss auch an mich denkt. In den Himmel möcht ich steigen, um sie dort aufzufinden, wenn sie gestorben ist; in die Erde möcht ich sinken, wenn sie dort begraben ist.“

Er erhob sich vom Lager, legte sich auf die taufeuchte Erde und blickte zu den funkelnden Sternen empor und sagte: „Ihr guten Engel, die ihr auf den Sternen wohnt, steigt herab und erbarmt euch meines Jammers.“ Da sah Daud einen Stern vom Himmel schiessen, hell aufleuchten und zur Erde sinken. Und ein herrlicher Jüngling mit feurigen Flügeln trat zu ihm und sprach: „Dein Jammern ist bis zu den Sternen gedrungen. Was hast du auf dem Herzen?“

Daud erwiderte: „Meine Freundin Sulamith ist verschwunden, und ich werde nicht eher wieder ruhig, bis ich sie gefunden habe.“

„Da ist guter Rat teuer,“ sprach der Engel Gabriel. „Wenn du mit mir reisen willst, so will ich dich unter meine Arme nehmen. Ich bin der Nordwind und fahre jetzt über die Erde, bis der Tag anbricht. Da kannst du ja nach deiner Freundin Ausschau halten.“

„Aber in der stockfinsteren Nacht kann ich ja keinen Menschen erkennen!“ entgegnete Daud.

„Dafür lass mich sorgen,“ erwiderte Gabriel,

und er band ihm zwei Muscheln um die Ohren, und vor die Augen steckte er ihm zwei grosse Kristallgläser. - Dann nahm er ihn unter den Arm und schwang sich mit den feurigen Flügeln in die Höhe

Erst wehete es Daud sehr kalt um die Ohren, aber bald verbreiteten die flammenden Flügel eine wohlige Wärme.

Daud schwebte über die Erde dahin und blickte in die Kammern der Paläste und der Hütten, sah wie die Gesunden schliefen und hörte, wie die Kranken jammerten, sah, wie die Diebe in die Häuser einbrachen, und wie die Wächter durch die Strassen schritten.

Aber von Sulamith sah und hörte er nichts

Als die Sonne feurig aus dem Meere emporstieg, setzte der Nordwind Daud zur Erde und sagte: „Ich habe meinen Dienst getan. Nun hat der Ostwind die Herrschaft. Michael wird dich unter seine Fittiche nehmen,“ und er verschwand. Michael, der Ostwind, schritt auf Daud zu und sprach: „Ich bin dir zugetan, weil du so treu bist, und will dir, auch wenn du wieder bei deiner Herde bist, jeden Wunsch erfüllen. Nun komm, wir wollen über die Erde hinschweben.“

Michael nahm ihn unter seine weissglänzenden Flügel, und sie schwebten über die Erde hin. Daud sah, wie die Landleute ihr Feld bestellten, wie seine Schafe sicher weideten und der treue Hund sie bewachte; er sah das Gewühl der Menschen in den Städten, die Kinder in der Schule und den König auf dem Throne. Aber von Sulamith sah er nichts.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel. Da senkte sich Michael zur Erde und sprach: „Hier

hast du meinen Schützling, Rafael. Trage ihn über die Erde, vielleicht findet er seine Freundin Sulamith."

Rafael, der Südwind, nahm jetzt Daud auf seine Schwingen und trug ihn durch die Lüfte. Die höchsten Bäume neigten sich vor ihm, die Gräser und Blumen nickten mit den Köpfchen, und angenehmer Duft stieg zum Himmel empor. Daud sah in die dichtesten Wälder, in jedes Gebüsch. Die Schiffe zogen vor seinen Augen durch die Wellen, und er konnte alles Schiffsvolk mustern. Er sah, wie die Sonne von tausend Engeln mit goldenen Seilen ins Meer hinabgezogen ward, er sah aber Sulamith nicht.

Als der Mond aufging, trat der Westwind sein Regiment an, und Uriel trug nun Daud durch die Welt. Sie flogen an den Sternen vorüber, und Daud sah Riesen auf dem einen und Zwerge auf dem anderen Sterne. Er hörte den Gesang der Engel und die Musik der Himmelskugeln. Auf seinem Fluge zur Erde zurück, sah er das Gej Hinom, einen tiefen Abgrund voll Feuer; er hörte das Wehklagen der Sünder, die im Feuer büssen mussten. Aber er sah Sulamith nicht.

Uriel aber sprach: „Du hast Sulamith nicht auf Erden, nicht auf den Sternen und nicht im Gej Hinom gesehen. Vielleicht ist sie im Himmel, darum steige mit mir in die Höhe." Sie gingen in die Höhle Machpelah. Dort war das erste Himmelstor und Adam der Pförtner. Er rief: „Machet Platz für Daud! Gesegnet sei dein Eingang!" Daud ging zum zweiten Tor, vor dem ein feuriges Schwert in der Runde herumkreiste. Es hielt inne, und Daud trat in den Garten Eden ein. Dort waren die Seelen der Abgeschiedenen

und trugen Strahlenkronen und ergötzten sich am Glanze Gottes. Denn in der Mitte des Gartens sah Daud eine ungeheure Wolke, die war von rosigem Feuer durchflammt und erhellte alles. Daud stieg noch höher, in den dritten, vierten, fünften, sechsten und endlich in den siebenten Himmel. Er sah die Seelen der Väter, wie sie sich mit Gott freuten. Er sah soviel Schönes, wie noch kein Menschenauge je geschaut hat. Aber er freute sich nicht, denn Sulamith war auch nicht im Himmel.

Da trat Michael, der Priester des Himmels, zu ihm und sagte: „Sulamith muss auf Erden sein. Gedenke meines Versprechens! Wenn du dort unten einen Wunsch hast, ich erfülle ihn.“

Darauf nahm er Daud die Ohrmuscheln und die Augengläser ab. Nun war es Nacht um Daud und dumpfe Stille, und in wenigen Augenblicken war er bei seiner Herde, als eben wieder die Sonne golden im Osten aufstieg.

Sein Schossschäfchen schmiegte sich an seine Beine und sah ihm treuherzig in die Augen, und er sagte: „Es ist mir so, als ob das unvernünftige Tier mir etwas sagen wolle. Ach, wenn das Schäfchen doch sprechen könnte!“

Da war sein Wunsch schon erfüllt, und das Lämmchen sprach: „Ich schlafe, aber mein Herz ist wach.“

Daud wunderte sich gar sehr und wünschte: „Kehre doch um, Sulamith, kehre wieder, damit ich dich schaue!“

Da wandelte sich das Lämmchen um, und an seiner Stelle stand Sulamith in ihrer Schönheit und Jugend vor Dauds Augen.

Sie fielen einander um den Hals, weinten vor

Freude und herzten und küssten einer den andern und konnten nichts sagen als „mein Daud!“ und „meine Sulamith!“

Als sie sich beruhigt hatten, erzählte Sulamith, wie ihr der fremde König habe ein Leid antun wollen, wie sie entflohen und in ein Lamm verwandelt worden sei.

Jetzt wollten sie den Thronräuber stürzen. Sie gingen zu Ebed, und Daud sagte: „Lieber Freund, der König ist ein böser Geist, der Sulamith verzaubert und den König verstossen hat. Du musst uns helfen, ihn zu bändigen und zu vertreiben.“

Ebed fragte: „Ja, wie ist das zu machen? Seht, sechzig Mann von den Helden stehen um sein Bett, alle Hand an Schwert, alle kriegsgeübt.“

Sulamith aber sagte: „Ich will sie einschläfern durch mein Lied“.

„Aber wie bändigen wir den König?“ fragte wiederum Ebed.

Da sagte Daud: „Hat nicht der Zauberer durch dieses Band Sulamith verwandelt? So lass uns dasselbe Band auch um seinen Hals werfen, dann kommt er in unsere Gewalt und wird willenlos.“

So gingen sie selbdritt in den Palast. Sulamith setzte sich auf die Marmorstufen und sang:

„Von fernher kam ein böser Geist
Mit Hahnenfuss und Krallen.
Asmodai der Böse heisst,
Den König liess er fallen.

Sulamiths Treue aber wacht.
Die Liebe Dauds schläft nimmer,
Asmodais böse Zaubermacht
Zerfällt, vergeht auf immer.“

Als die Kriegsleute Sulamiths Lied hörten, fiel ein schwerer Schlaf, wie ein Bann, über sie.

Ebed und Daud traten in den Thronsaal und warfen sich dort auf die Knie. Asmodai sprach: „Was wollt und wer seid ihr!"

Da stand Ebed auf und antwortete: „Ich bin Ebed, der Wächter am Tore. Dieser Mann hier hat eine wichtige Nachricht für dich, o König!"

Asmodai befahl: „Er stehe auf!"

Daud aber jammerte laut und sagte: „Ach, ich kann nicht wieder aufstehen. Meine Beine sind wie gelähmt!" und er schrie und stöhnte.

Asmodai sagte: „So wollen wir beide ihm unter die Arme greifen!" und er beugte sich und fasste Daud an. In diesem Augenblick zog Daud das Zauberband heraus, warf es in einem schnellen Ruck Asmodai um den Hals, zog die Schlinge zu und hielt den bösen Geist fest. Asmodai schrie nun Hilfe, und schlug um sich, aber er war schwach und musste sich gefallen lassen, dass er auf den Boden geworfen und gefesselt wurde.

Die Kriegsleute aber schliefen den Schlaf Gottes.

Ebed eilte in die Stadt und holte das Gericht. Als die Richter kamen, sagten sie: „Lasst uns doch nach den Füssen des Königs sehen, ob er Mensch oder ein böser Geist ist."

Man zog ihm die Schuhe aus, und da kamen richtige Hahnenfüsse mit Krallen zum Vorschein.

„Asmodai, Asmodai," riefen die Richter verwundert.

„Töten können wir ihn nicht, denn er ist ein Geist. Aber er muss einen heiligen Eid schwören, dass er niemals wieder einem Menschenkinde Leid zufügen will."

Das schwur Asmodai.

Dann lösten die Richter das Band, und Asmodai entschwand unter boshaftem Gelächter.

Daud und Sulamith wollten nun in die Stadt gehen, um den verstossenen König aufzusuchen.

Sie trafen ihn vor dem Garten und hörten, wie er sagte: „Ich bin der König. Machet Platz, ich will in meinen Palast!“

Daud musterte den König, ob er nicht ein Zaubermittel an sich trage. Aber er fand nichts am Halse. Er nahm die Hand des Königs und sah, wie an einem Finger das Fleisch schon fast ganz über einen Ring gewachsen war. Er wünschte: „Wenn doch der Ring schon vom Finger ab wäre!“ Da barst der Ring und fiel ab, und der König stand wieder in seiner ehemaligen Majestät vor ihnen.

Der König sprach: „Meine liebe, gute Tochter, ach, ich habe einen schweren, hässlichen Traum erlebt. Nun komm an mein Herz und bring Daud mit. Er soll von nun an bei uns im Palaste wohnen!“

Eine Taube aber sass zur selben Zeit auf einer Laube und girrte, und der König hörte, wie sie sagte:

Guck, guck, der König und Daud!
Sulamith ist seine Braut.

Da sagte der König: „Ja, so soll es sein. Niemand ist stärker als Daud; der hat den Asmodai bezwungen. Niemand ist reicher als Daud, er hat Sulamiths Liebe errungen. Er soll Sulamith zur Gemahlin haben und nach mir König sein.“

Als der König in den Thronsaal trat, beugten die Richter und die Diener tief die Knie und riefen: „Es lebe der König!“

Der König aber setzte sich wieder die Krone auf, tat den Purpur um, stieg zum Throne empor und sprach: „Morgen soll dem ganzen Volke der Stadt ein Fest gegeben werden. Denn Sulamith feiert Hochzeit mit Daud, den ich zu meinem Nachfolger auf dem Throne bestimmt habe.“ Da küsste Daud dem König die Hand und warf sich vor ihm auf die Knie, und Sulamith lag neben Daud auf der Erde vor ihrem Vater. Daud ging aber zu Ebed und sprach: „Ich will dir meinen Dank abstatten. Als des Königs Schwiegersohn kann ich nicht mehr Schäfer sein. Mein Lämmchen weidet ja im Palaste. So trete ich dir alle meine Schafe ab. Bezahlung habe ich schon empfangen.“

Als Daud wieder auf dem Wege war, wünschte er: „Wenn doch der Engel Michael bei mir wäre!“

Da ging Michael ihm zur Seite, und Daud sprach: „Ohne dich hätte ich nicht Sulamith gefunden und wäre der König noch irren Sinnes. Alles habe ich dir zu danken. Aber nun ist mir davor bange, dass mir jeder Wunsch in Erfüllung gehen könnte. Darum nimm dein Versprechen zurück!“

Michael erwiderte: „Dein letzter Wunsch ist der beste. Er sei dir gewährt. Bleibe auch als des Königs Schwiegersohn, wie du als Hirte warst!“ und Michael verschwand.

Am andern Tage feierte Daud seine Vermählung mit der holden Sulamith.

In des Königs Garten sassen an langen Tischen alle Männer und Frauen, alle Greise und Kinder der Stadt und assen und tranken und waren fröhlich.

Am glücklichsten war Sulamith. Sie sprach: „Nun hab' ich dich, du Lieber, fürs ganze Leben. Gesegnet sei jene Schlange, die mich gebissen hat. Sonst hätte ich dich nie zum Manne bekommen."

Der König freute sich, als er seine Kinder so glücklich sah, er erging sich im Garten und hörte, wie eine Schwalbe sang:

Witschi, Witschi, der König, der König
ist wieder klug und weise.

und die andere antwortete:

Watschi, Watschi, klug wie wir, klug wie wir
ist der König, der König, erst nach seiner Narrenreise.

Die Ueberfrommen.

Ein alter, reicher Mann fühlte, dass sein letztes Stündlein bald schlagen werde, rief daher seinen einzigen Sohn in sein Kämmerlein und sprach zu ihm:

„Mein Lieber, wir können nicht immer beisammen bleiben, meine Fenster werden trübe, meine Mühlsteine wollen nicht mehr mahlen, meine Aufwärter sind lahm und meine Renner steif. Ich kann dich nicht mehr gängeln, du musst dein eigener Herr und Berater sein. Dass du nicht Not leidest, dafür habe ich mein Lebelang gesorgt. Ich übergebe dir dieses grosse Haus, den herrlichen Garten, der sich bis zum Parke des Königs hinzieht, die Aecker und die Weinberge. Sieh hier diese eisenbeschlagene Truhe! Sie ist mit Goldstücken bis oben gefüllt. All mein Geld und Gut ist nach meinem Tod dein, mein Abba! Mache einen guten Gebrauch davon! Nun empfange noch meinen Rat, der dir mehr wert sein wird als Gold: Sei vorsichtig in deinem Verkehr! Schlechten Menschen weiset jeder die Tür, aber Leute, die ihr böses Herz fein durch äusseren Anstrich verhüllen, finden zu leicht Eingang bei uns. Diese Gefärbten und Uebertünchten sind tausendmal schlimmer als die Schlechten, vor denen man sich ja in acht nehmen kann. Das sind die arg frommen Leute, die kein Würmchen

zertreten mögen, die die Augen stets niederschlagen und Gottes Namen gewohnheitsmässig auf den Lippen führen. Sie bereiten ihren Mitmenschen auf Erden die Hölle und verlangen als Lohn die Freuden des Garten Eden. Hüte dich vor den Ueberfrommen!"

Bald stand der Erbe schluchzend am Sterbebette des Vaters und drückte ihm die Augen zu zum ewigen Schlafe. Als er den Guten lange beweint hatte, fühlte er sich im grossen Hause so einsam und bei der Geldtruhe so arm. Er sehnte sich nach einer Hausgenossin, mit der er Freud und Leid teilen konnte.

Da war es nun schwer, eine zu finden, die zu ihm passte. Er verschmähte es, nur ein reiches Mädchen zu freien, damit der Haufe seines Geldes nur noch höher würde. Seine Frau sollte nur reich an Tugend, sonst aber einfach und häuslich sein.

Endlich fand er, was er suchte.

Auf seinen Wegen begegnete er häufig einem jungen Mädchen von reizender Gestalt. In ihrem engelschönen Gesichtchen funkelten zwei feurige, tiefschwarze Augen. Reiches schwarzes Haar umrahmte Stirn und Schläfen. Um so schöner erschien sie ihm, weil sie ärmliche Kleidung trug. Züchtig senkte sie die grossen Augen zu Boden, wenn sie an ihm vorüber trippelte.

Nun klopfte sein Herz hastig voll Verlangen, und er beschloss, sich nach ihr zu erkundigen.

Sie hiess Deli und verdiente sich ihr Brot als Aufwärterin. Diese Auskunft war dem reichen Abba nur angenehm. Als er um ihre Hand bat, schlug sie gern ein, und so wurden sie ein Paar.

Abba verlebte die ersten Monate seiner Ehe in

seinem grossen Hause und in dem wohlgepflegten Garten, voll der schönsten Rosen und der herrlichsten Fruchtbäume.

Wenn der Sonne Strahlen heiss auf die Strasse fielen, so dass die Sohlen der Wanderer schmerzlich brannten, wenn auch in den Häusern dumpfe Schwüle alles niederdrückte, ergingen sich Abba und Deli, fest aneinandergeschmiegt, in den schattigen Laubgängen des an Spalieren rankenden Weines und der Pomeranzenbäume und erquickten sich an den saftigen Früchten der Orangen.

Ueber ihren Häuptern leuchteten die goldenen Aepfel und die silbernen Blüten, unter ihren Füssen lag eine Schicht herabgefallener, herrlich duftender Blumenblätter. Sie wandelten am Rande eines Bächleins, dessen Murmeln sich vereinigte mit dem herrlichen Gesang der Vögel, die in den Zweigen wohnten.

Abba fühlte sich so glücklich an der Seite seiner Deli, die nur ihm allein gehörte.

So schön und herrlich es sich aber auch im Anwesen Abbas lebte, so sehnte er sich doch bald nach Abwechslung und nach Arbeit.

Abba schlug seinem schönen Weibchen vor, ihn auf seinen Wegen in Acker und Weinberg zu begleiten. Aber davon wollte Deli nichts wissen.

„Ach, mein lieb Herz,“ sagte sie eifrig, „warum soll ich auf die offene Strasse, wo die Sünde hinter jeder Ecke auf die Menschen lauert?“

Da fragte Abba verwundert: „Hast du als Mädchen denn so böse Erfahrungen mit den Menschen gemacht, dass du jetzt überall Sünde vermutest?“

Deli geriet in grosse Verlegenheit, darauf die

richtige Antwort geben zu müssen. Sie verneinte und sagte: „Ich habe dich, Abba, und will ausser dir keinen andern Mann sehen. Ich fürchte die sündhaften Blicke der Männer auf der Strasse und will auch durch mein Gesicht niemand auf böse Gedanken bringen. Wer des Nächsten Weib begehrt, ist ein Sünder. Die Frau, die sich auf der Strasse sehen lässt, so dass die Männer sie begehren, ist eine noch grössere Sünderin."

Musste Abba sich eines solch frommen Weibchens nicht freuen? Aber statt dessen schauderte es ihn durch den ganzen Körper. Seine Haare standen ihm zu Berge, er sah die leibhaftige Gestalt seines toten Vaters vor seinen Augen.

Und nun dachte er an den letzten Rat des Vaters und an dessen Warnung vor den gar arg Frommen.

Er schwieg. Aber in seinem Herzen gab es nun keine Ruhe mehr. Er wollte der wahren Natur seiner Frau auf den Grund kommen, denn sie war ihm zu fromm.

Heimlich liess er zu allen Stuben und Kammern seines Hauses doppelte Schlüssel machen und händigte immer einen seiner Deli ein. Den andern behielt er selbst in Verwahrung.

Eines Tages tat er ihr kund, dass er auf lange Zeit eine weite Reise zu machen habe, um sich vor einem grossen Schaden zu schützen. Deli war darüber sehr traurig, weinte und klagte, dass sie ohne ihren lieben Abba keinen Tag leben könne, und nun wollte er sie auf so lange Zeit verlassen! Aber er beruhigte sie mit sanften Worten, und sie schluchzte nicht mehr und traf alle Vorbereitungen zu der langen Reise, packte Kleider und Wäsche in eine Kiste, Wegzehrung

in ein Bündel, umarmte und küsste ihren Mann und bat ihn unter Tränen, er möge recht bald zu seiner armen, betrübten Deli zurückkehren.

Und das versprach ihr der gute Abba.

Als der Wagen vom Hause fuhr, winkte Deli vom Fenster aus, so lange sie ihren Mann sehen konnte. Dem war es aber merkwürdig zu Mute. Er wusste nicht, war es ein Abschied zum Schein oder ein solcher auf ewig. Er machte sich darüber Vorwürfe, dass er Hab und Gut einem Menschen überlassen hatte, dessen Treue er erst jetzt prüfen wollte. Warum hatte er es nicht früher getan?

Abba hatte nicht lange Zeit zu grübeln. Als der Fuhrmann den Wagen schon ins freie Feld hinauslenkte, gab ihm Abba Befehl zu wenden und ihn in die Herberge der Stadt zu fahren. Dort stieg er ab und verbrachte die Zeit, so gut es ging, bis es spät in der Nacht war.

Dann machte er sich auf, eilte seinem Hause zu und öffnete es mit seinem eigenen Schlüssel.

Da hallten laute Stimmen in sein Ohr. Er stand still, überlegte. Hatte er sich geirrt, war er vielleicht nicht in seinem Hause? Aber die Neugierde trieb ihn vorwärts. Er öffnete die Wohnstube und starrte auf eine Gesellschaft trunkener Personen, welche hüpften, tanzten und schrien. Auf dem Tische stand eine Reihe leerer Weinflaschen und lagen Reste von köstlichen Speisen. Deli aber, sein frommes, trautes Weibchen, war am meisten ausgelassen. Mit wilden Haaren, feuerroten Wangen sprang sie am Arme eines Burschen durchs Zimmer. Sie hatte ihre ehemaligen Genossinnen und Freunde zu einem Freudengelage eingeladen, damit sie nicht so viel

an Abba denken müsse. Jetzt stand Abba vor ihr, sie hätte ihm um den Hals fallen können. Sie blieb aber, als sie ihren Mann erkannte, im Arm des Burschen und schrie voll Zorn und Wut: „Dieb, Mörder! Schlagt den Einbrecher tot! Nieder mit ihm!“

Alles fiel über den Eindringling her.

Abba rief: „Hinaus aus meinem Hause, ihr Buben und Dirnen! Diese hier ist eine Verräterin!“

Aber Deli hatte schnell vom Tische ein grosses, scharfes Messer ergriffen und schwang es gegen Abba.

Da fürchtete er für sein Leben und flüchtete eiligst aus seinem Hause, verfolgt von den Fäusten der Zecher. Ratlos floh er über den Markt und verbarg sich in einer engen, dunklen Gasse. Vor Schreck und Erschöpfung fiel er ohnmächtig hin.

— — — — — — — — — — — —

In derselben Nacht ging es auch im Palaste des Königs hoch her. Der König hatte seinen Geburtstag festlich begangen, und der Wein war in Strömen geflossen. Als die Gäste den Palast verlassen hatten, vermisste der König seine goldene Krone mit den kostbaren Edelsteinen. Sie war während des Festes gestohlen worden. Doch wo und wer war der freche Dieb? Gewiss hat er sich mit dem Schatze schon längst aus dem Staube gemacht. Er erteilte seinen Dienern und Hofleuten, seinen Kriegern und Leibwächtern den Befehl, die ganze Stadt nach dem Diebe und dem Schatze zu durchsuchen und jeden Verdächtigen gefesselt vor ihn zu bringen.

Da begann eine Streife durch alle Winkel und Gassen der Stadt. In einer engen Gasse fand

man einen Schlafenden. Die Häscher stiessen ihn mit den Knüppeln wach, schlugen auf ihn ein, fesselten ihn und brachten ihn in den königlichen Palast.

Es war Abba. Als er schlief, träumte ihm, er werde von der Schelmenbande seiner Frau verfolgt und geprügelt. Aus diesem hässlichen Traume wurde er durch die Stösse der Wächter unsanft in die Wirklichkeit zurückgerufen.

Nun stand er mit Beulen und Wunden vor dem König und wusste nicht, was er verbrochen hatte.

„Wo ist die Krone, du Schurke?" fragte zornig der König.

Abba sagte: „Herr und König, ich weiss nichts von einer Krone."

Da gab der König Befehl, den Gefangenen in die Folterkammer zu führen und ihn dort so lange zu geisseln, bis er ein volles Geständnis seiner Schuld ablegte oder seine Mithelfer nannte.

Dann wandte sich der König an seinen Diener, dem er hold war und jedes Geheimnis anvertraute, und forderte ihn auf, er solle die Büttel begleiten und Zeuge des Verhörs sein. Den Bütteln aber befahl er, sofort die Mitschuldigen zu verhaften und gefesselt ihm vorzuführen.

Draussen war es schon heller, lichter Tag, als Abba über den Hof zur Folterkammer geführt wurde. Vor derselben aber lag ein Erdhaufen. Jetzt kamen die Führer mit Abba an ihm vorüber. Ein Wurm kroch über den Weg. Da sprach des Königs Günstling zu den Bütteln: „Geht doch dem Wurm aus den Weg und zertretet ihn nicht! Er ist ein Geschöpf Gottes, der alle seine Werke lieb hat, denn so heisst es: Er erbarmt sich aller

seiner Geschöpfe." Und zu Abba sagte er dann: „Gott wird sich auch deiner erbarmen, du unglücklicher Sünder!" Da sträubten sich Abbas Haare, denn er sah die Gestalt seines Vaters vor sich stehen. Er gedachte des letzten Rates seines guten Vaters: „Traue nicht den gar arg Frommen!" Ja, auch der Günstling des Königs war überfromm. Er mochte keinen Wurm zertreten. Traue ihm nicht, er ist gefärbt! sagte sich Abba. Und nun stand er in der Folterkammer und sprach zu den Bütteln: „Ich will ein reuiges Geständnis ablegen. Ja, ich bin der Dieb. Aber dieser Mann ist mitschuldig. In seinem Hause ist des Königs goldene Krone mit den kostbaren Edelsteinen."

Da entfärbte sich das Gesicht des königlichen Günstlings. Die Büttel traten zu ihm, legten ihm Handschellen an und sprachen: „Auf Befehl des Königs verhaften wir dich als den Diebeshelfer."

Der Günstling wusste wohl, was die Glocke geschlagen hatte. Er konnte nicht entfliehen und folgte an der Seite Abbas den Bütteln in den Palast und stand bald vor seinem Herrn und Richter.

Der König wollte seinen Augen nicht trauen und sprach: „Was narret ihr mich? Wollt ihr zum Schaden noch den Spott fügen?"

Aber die Büttel erzählten, was Abba gestanden hatte. Abba wiederholte seine Anklage gegen den Günstling, der aber bestritt alles.

Schnell liess der König in der Wohnung seines liebsten Dieners eine Haussuchung vornehmen, und bald fand sich die goldene Krone.

Noch wollte der König nicht glauben, dass sich sein vertrauter Diener so vergehen konnte

und fragte Abba, wie er mit seinem Minister in Verbindung getreten sei.

Nun sagte Abba, dass er in dieser Diebessache ganz ohne Schuld sei. Er erzählte von der letzten Ermahnung seines Vaters, von dem Glück an der Seite seiner Frau, von dem Zweifel an ihrer Tugend, von der Entdeckung ihrer Untreue, von seiner Flucht und von der Barmherzigkeit des Günstlings gegen den Wurm.

Da wunderte sich der König gar sehr über den klugen Rat des Vaters, der geholfen hatte, zwei Verbrecher zu entlarven, und machte Abba zu seinem Minister. Der fand auch später eine Frau, der er vertrauen konnte.

———

Doktor Eissig, der Leibarzt des Zaren.

Eissig sass am Sabbathnachmittag in seinem grossen Lehnstuhl und schlief den Schlaf des Gerechten. Auf seiner Nase hatte er eine grosse Hornbrille, die mit einer Schnur um das lockige Haupt gebunden war; in den Händen auf dem Schosse hielt er ein altes Buch. Wenn er nämlich mittags königlich getafelt hatte, holte er das Erbstück seiner Väter aus der Mauernische, den „Z'enno ur'enno" und las darin von der altjüdischen Wunderwelt. Nach und nach senkten sich schwer die Augenlider, er schlief ein und träumte.

Einmal sah er sich im Traume von einem Engel emporgehoben, und in den Lüften nernahm er die Verheissung: „Eissig, Eissig! Grosses Heil dir verheiss' ich."

In der einsamen Höhe wurde ihm schwindlig, er schreckte zusammen, erwachte, fühlte die schüttelte Hand seiner Frau Resel und hörte, wie sie sagte:

„Eissig, du schläfst wie eine Ratze. All mein Rufen war umsonst. Mach dich auf und geh zu Minchah, der Schulenklopfer hat schon gerufen."

„Ich hör' schon," sagte Eissig und machte sich von der Hand seiner Resel los, „ich habe ja gar nicht geschlafen, sondern nur über ein schweres Wörtchen nachgedacht. Aber ich will sofort gehen. Nicht einmal am Sabbath hat man seine Ruh."

Er drehte seine Löckchen, legte sie vor das Ohr, hüllte sich in den seidenen Kaftan und eilte zur „Schulen“. In der Synagoge wurde vom Rabbi Gottes Gnade über den Zaren herabgefleht. Seit vielen Wochen floh ihn der Schlaf, und er musste die langen Nächte offenen Auges dahinschleichen sehen.

An den Strassenecken war die Bekanntmachung angeschlagen, dass demjenigen, der dem Zaren gesunden Schlaf verschaffe, jeder Wunsch erfüllt werden solle.

Auch Eissig las sie. Seine guten Freunde zupften ihn am Kaftan und spotteten: „Doktor Eissig, willst du nicht den Zaren kurieren? Du weisst ja für alles ein Mittel!“ Ueber Eissig machten sich alle lustig.

Die sechs Werktage zog er von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus und kaufte Pferdehaare, Schweineborsten, Flachsabfälle, altes Eisen, Papier und Lumpen. Dann lebte er nur von Wasser und Brot. Am Freitag machte er seine Einkäufe wieder zu Geld und vom Gewinn bereitete seine Frau süsse und fette Speisen zu Sabbath. Dann entschädigte er den Magen und sagte dabei: „Essen und Trinken ist die Hauptsache. Alle Krankheiten kommen daher, dass man nicht isst.“

Wenn in der Nachbarschaft jemand krank war, sagte er: „Du musst tüchtig essen. Wenn du isst, bist du schon gesund.“ Darum nannte man ihn „Doktor“ Eissig.

Er war darüber nicht böse, sondern sagte: „Bei meiner Seel’, Essen und Trinken ist die Hauptsache. Solange der Mensch isst, hat der Tod keine Macht über ihn. Hört der Magen auf

zu verdauen, dann sagt das Herz Amen Sela. Das sag' ich, dabei bleib' ich."

Die Nachbarn sagten dann mitleidig zu seiner Frau: „Resel, was ist dein Mann für ein Esel!"

Resel lachte und sprach: „Lasst's nur gut sein! Vor jedem Mann preis' ich mir meinen lieben Eissig."

Eissig machte sich aber am anderen Tage mit seiner Frau Resel auf, ging zum kaiserlichen Palaste und sagte zu den Dienern, dass er den Zaren an einem Tage kurieren wolle.

Als Resel das hörte, wurde sie starr vor Schrecken, weil sie glaubte, bei ihrem Manne sei es im oberen Stübchen nicht mehr ganz helle. Aber sie sagte nichts, denn er hatte sich schon als Doktor Eissig vorgestellt und wurde vor den Zaren geführt.

Der Kaiser sass hilflos und schwach mit tiefen Augen und bleichen Wangen in einem Lehnsessel. Er wunderte sich, dass ein so gewöhnlicher Mensch ihn kurieren wollte. Die berühmtesten Professoren hatten an ihm all ihre Kunst probiert. Reihen von Gläsern voll Mixturen und Schachteln voll Pillen und Pulvern gemahnten an eine Apotheke. Nun wollte ihm dieser unbekannte Doktor Eissig Schlaf herbeizaubern. Laut seufzend rief der Zar: „Senke dich, höstlicher Schlaf, doch ein einziges Mal auf meine Augen nieder!"

Er fragte Eissig, warum er zu erreichen hoffe, was seinen Leibärzten und Gelehrten nicht gelungen sei.

Eissig erwiderte: „Herr Kaiser, mein Mittel hat sich seit dreitausend Jahren in meiner Familie vererbt und hat niemals versagt. Es hilft auch euch, dafür steh' ich ein."

„Nun gut,“ sagte der Zar, „aber eine Bedingung stelle ich: Nimm erst ein Bad und gebrauche soviel Seife, als nötig ist. Hernach erwarte ich deine Dienste. Hältst du, was du versprichst, dann will ich dich in Gold fassen.“

Eissig eilte zu seiner zitternden Gattin und sagte: „Liebe Resel, alles geht gut. Jetzt will ich erst einmal baden, ich hab's ja schon lange nicht mehr getan. Lass dir von den kaiserlichen Dienern unsere Kuggelform holen, und dazu zwei Pfund feines Mehl, zwei Pfund Rosinen, zwei Pfund Zucker, ein Pfund Fett, eine Zitrone, ein Gläschen Rosenwasser und einen Löffel voll Salz. Vergiss auch nicht meine Brille und den Z'enno ur'enno!“

Eissig stieg ins Bad. Der Badediener reichte ihm auf sein Verlangen zwei Stückchen wohlriechende Seife. Und nun plätscherte Eissig im warmen Wasser und sagte: „O das tut wohl! So ein Bad ist beinahe so gesund wie eine Kuggel. Wie lange ist's doch her, dass ich nicht gebadet habe? Ich glaube, seit meiner Hochzeit. Aber heute will ich alles nachholen.“

Da war die Seife verbraucht. Eissig klingelte, der Badediener fragte nach des Herrn Doktor Begehr.

„Noch ein Stückchen Seife! Ich halte erst bei den Knien.“

Der Diener schlug die Hände zusammen, aber er holte die Seife.

Als Eissig aus der Wanne stieg, strahlte sein Gesicht wie die Sonne, und seine Hände waren weiss wie Alabaster.

Nun bereitete er neben Resel die Sabbathspeise, eine Kuggel, und als sie gebacken und mit Zucker

bestreut war, da duftete das Gebäck köstlicer als das wohlriechendste Oel.

Mit Resel, die die Arznei trug, trat Eissig vor den Zaren.

„Das ist meine Heilgehilfin, Herr Kaiser,“ sagte er und deutete auf die scheue Resel. „Nun setzt euch und esset von diesem Kompositum von Mixturen, Pillen und Pulvern. Ich mache drei Teile, wir beide halten mit, dann geht's besser hinunter.“

Er legte dem Zaren ein Heidenstück auf den Teller.

„Ich halte viel von Essen, Herr Kaiser,“ meinte Eissig. „Essen und Trinken ist die Hauptsache im Leben.“

Der Zar griff nur widerwillig zur Gabel. Aber er wollte endlich einmal schlafen. Seine Leibärzte konnten ihm nicht helfen, vielleicht tat es dieser Doktor Eissig. Dann biss er an, und — es schmeckte köstlich. Das war ja die wahre Götterspeise!

„Wie heisst denn diese Arznei, Herr Doktor?“ fragte er.

Eissig wischte sich den Mund und erwiderte: „Pudding Judaeorum, auf gut Russisch „Sabbathkuggel“, Herr Kaiser,“ und er ass weiter, bis er mit seinem Teile fertig war.

Der Zar wollte aufhören, aber Eissig nötigte ihn bis zum letzten Reste. Schliesslich sagte der Patient: „Noch nie hat mir ein Mahl so gut gemundet.“

„Das will ich auch meinen,“ erwiderte Eissig, „nichts geht über mein Mittel. Aber wir sind noch nicht fertig. Nun setzt euch wieder in den Lehnstuhl, bindet diese Brille um den Kopf,

nehmet dieses Buch, den heiligen Z'enno ur'enno, in die Hand und lest!"

Der Kaiser tat, wie ihm verordnet wurde. Aber er sagte: „Durch dieses Glas kann ich nicht sehen, und die Schrift kann ich nicht lesen."

Eissig fragte: „Geht es euch auch so, Herr Kaiser? Aber das nützt alles nichts. Ihr müsst lesen, so lautet die Verordnung."

Und der Kaiser hielt still und sah unverwandt in das Buch, und gab sich Mühe zu lesen und konnte nicht, und riss die Augen mit Gewalt in die Höhe und vermochte es nicht. Denn die Lider waren ihm so schwer, sie senkten und schlossen sich. Der Kaiser schlief und schnarchte bald so schön wie die Musik der Säge in der Mühle.

Die Sonne ging zur Rüste, sie stieg im Osten wieder auf, und als sie in das Krankenzimmer des Zaren blickte, da rührte er sich, reckte und streckte sich, gähnte und nieste.

„Gesundheit, gebenschter Kaiser!" begrüsste ihn Eissig. „Das war ein gesunder Schlaf von geschlagenen 24 Stunden."

Der Zar erhob sich und sagte: „Ich fühle mich wie neugeboren und du bist mein Retter. Von heute an bist du mein Leibarzt und jeder Wunsch soll dir erfüllt werden."

„Ich danke," erwiderte Eissig. „Mein erster Wunsch ist der, dass mich der Kaiser wieder entlässt. Ich will meine Landpraxis wieder aufnehmen. Wenn ich nicht sechs Tage arbeite, schmeckt mir am siebenten das Essen nicht. Und Essen und Trinken ist doch die Hauptsache. Wenn ich einen zweiten Wunsch habe, komme ich wieder ins Schloss."

So ging der kaiserliche Leibarzt Doktor Eissig

wieder in seine Hütte und dann auf das Land von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf.

Am Hofe liess er sich nicht wieder sehen, weil er keinen zweiten Wunsch hatte.

Die Nachbarn sagten daher bedauernd zu seiner Frau: „Liebe Nachbarin Resel, dein Mann ist und bleibt der grösste Esel!“

Die Schlüssel des Geizigen.

Es war ein Mann, der war sehr reich an Gold und Edelsteinen. Aber er hatte keine rechte Freude an seinen Herrlichkeiten, er lebte in steter Sorge, sie könnten ihm geraubt werden; er hielt sie daher siebenfach hinter Schloss und Riegel. Wenn er einmal in seinen Schatz greifen wollte, dann musste er erst die Schlösser an der Tür zur Schatzkammer öffnen. Nun stand er vor den eisenbeschlagenen Geldkisten, an denen wieder Hängeschlösser zu öffnen waren. In den Kisten aber standen und lagen wohlverschlossene Kästchen und Büchsen.

So konnte er nur nach langer Arbeit und grosser Mühe zu seinem Gelde gelangen, und darum unterliess er es endlich ganz und gar, etwas von seinem Gelde zu nehmen. Er wurde ein Geizhals und versagte sich jede Freude und jegliches Vergnügen.

Wenn ein Armer an der Tür pochte und um ein Almosen bat, so guckte er durch einen kleinen Spalt zur Tür hinaus und sagte: „Der Herr ist nicht zu Hause,“ und liess ihn ohne Brot und Pfennig gehen. Wenn im Gotteshause die Spendenbüchse klirrend die Beter an eine Gabe mahnte, dann stellte er sich, als ob er nichts merkte. Zuletzt blieb er Werktags dem Gotteshause ganz fern.

Dagegen hielt ihn die Furcht vor Dieben stets vor der Tür zur Schatzkammer fest. Der Geizhals hatte nicht seinen Schatz, der Schatz hatte den Geizhals in der Gewalt.

Doch hatte der Geizhals auch eine gute Seite. Er war Mauhel. Schon sein Vater hatte die Knäblein in den Abrahamsbund aufgenommen, und nach des Vaters Tode übernahm er dieses verdienstvolle Ehrenamt. Und so geizig er sonst war, wo es galt, ein Knäblein in die Gemeinschaft der Israeliten aufzunehmen, da war er sofort bereit, wenn ihm auch dadurch Unkosten entstanden.

Eines Tages hörte er Pferdegetrappel und Wagengerassel vor seinem Hause, er öffnete die Tür, und ein Männchen trat zu ihm ein und sagte ohne weitere Einleitung: „Mir ist ein Knäblein geboren worden, und morgen soll die Weihe sein. Wollt ihr nicht mein Söhnlein in den Bund Abrahams aufnehmen? Ihr könnt sofort auf meinen Wagen steigen und mitfahren. Es ist ein langes Ende bis zu meinem Hause."

Der Mauhel musterte zwar mit fragenden Blicken den Zwerg von oben bis unten; aber rasch entschlossen, sagte er zu, schloss sein Haus gut ab und kletterte auf den Wagen. Der Zwerg zerrte am Zügel, und dahin sauste das Gefährt.

Der Mauhel war schon mehrere Stunden gefahren, und noch war des Wegs kein Ende. Der Zwerg war einsilbig; so hatte der Mauhel Zeit, die Gegend, die er noch nie gesehen hatte, recht zu betrachten.

Wo war er denn eigentlich? Die Pferde rasten dahin, wie vom bösen Geist besessen. Hochauf flatterten die Mähnen, aus den Nüstern stieg der Dampf in dichten Säulen auf. Wo die

Hufe aufschlugen, stoben ganze Funkenbüschel auseinander. Nun ging die Fahrt über eine endlose Heide. Blutigrot sank die Sonne, wie ein Wagenrad gross, am Himmelsrand unter.

Da flammten auf beiden Seiten des Weges Tausende von kleinen Lichtern auf. Sie schwankten auf und nieder wie Schneeflocken und folgten mit Windesschnelle den Fahrenden. Den Mauhel schauderte es, kalt rieselte es durch seinen Körper; er hielt sich krampfhaft an der Sitzlehne fest, um nicht vom Schwindel ergriffen zu werden.

Der Zwerg schlug auf die rasenden Pferde los, und immer toller gings im Galopp. Ringsum war alles in stockfinstere Nacht gehüllt, aber die irrenden Lichter erhellten den Weg. Dem Mauhel erschienen nun auch die Rosse wie Feuer, ihre Hufschläge erschallten wie krachender Donner. Blitzschnell, als wäre es ein Federkissen, zogen sie den Wagen den hohen Berg mit zackigen Felsen hinauf und standen auf einem schmalen Felsengrat wie festgebannt still.

Der Zwerg berührte mit seiner Peitsche den Felsen, er tat sich auf, und der Wagen fuhr in einen grossen, freien Hof ein. Diener erschienen, spannten die Pferde aus und führten sie weg. Der Zwerg und der Mauhel sprangen ab und stiegen eine breite marmorsteinerne Treppe mit hundert Stufen hinunter. Ueberall war es hell durch die hin- und herflackernden Lichter.

Eine Flügeltür tat sich auf und der Mauhel trat in einen herrlichen Saal, darin an einer langen Tafel zwei Reihen von Leutchen sassen, Männlein und Weiblein, nicht grösser als Kinder, aber mit runzeligen Gesichtern, als wären sie alle

schon Urgrosseltern. Die Männer hatten Bärte, die bis zu den Füssen reichten. Die Weiblein hatten so lange Haare, dass der Rücken ganz bedeckt war. Und wollte man Männlein und Weiblein unterscheiden, so musste man nur darnach sehen, ob die Haare vorn oder hinten bis zur Erde herabwallten.

Der Mauhel traute seinen Sinnen nicht. Wo war er denn? Waren das Menschen, deren Gesicht aussah, wie das des Mannes im Monde? War er noch auf der Erde, oder lebte er bei unterirdischen Wesen?

Der Fuhrmann führte ihn an seinen Platz am Tische und sprach: „Greift zu, Herr Mauhel! Ihr werdet hungrig sein von der weiten, beschwerlichen Fahrt rings um die Erde. Ich habe meine Freunde eingeladen, mit mir die Weihnacht zu feiern."

„Ich danke," sagte der Mauhel, „der Hunger ist mir vergangen. Ich weiss gar nicht mehr, dass ich noch Glieder im Leibe habe, so bin ich gerädert. Ja, ihr habt mich schön angeführt. Ich glaube gar nicht, dass ihr ein Kind habt," setzte er verdriesslich hinzu.

Da schüttelten alle Männlein und Weiblein die Köpfe, und ihre Vorder- und Hintermähnen flatterten nach rechts und nach links vor Verwunderung, und der Fuhrmann sagte: „Mensch, ärgere dich nicht, sonst fallen dir die Haare aus und dir scheint auch am Tage der Mond. Weil ihr so ungläubig seid, will ich euch zu unserem Prinzen führen, den ihr morgen weihen sollt. Nie war ein Söhnlein so schön, wie unser Prinz ist."

Er nahm den Mauhel an der Hand und führte ihn in das Schlafgemach. Der Mauhel fühlte des

Zwerges Hand kalt wie Eis und zog erschrocken die eigene zurück.

In einer goldenen Schüssel lag ein Etwas, nicht viel grösser als ein Frosch. Gross waren die Augen, breit der Mund, sonst war alles klein am Kinde.

In einem grossen Bette aber lag in weissem Linnen eine schöne Frau, die Mutter des Zwergkindleins.

Der Zwerg war in den Saal zurückgegangen, und die Mutter zog den Mauhel zu sich über ihr Bett und raunte ihm leise in die Ohren: „Du bist unter die Erdgeister geraten. Hier ist ihr unterirdisches Reich, und mein Mann ist der König aller Schedim. Mich haben sie von der Erde geraubt, als ich mein Leben, das mir nicht gefiel, verwünscht hatte. Ich hatte Gott und den Eltern geflucht und war nachts in die Wildnis geflüchtet.

Jetzt bin ich den Erdgeistern auf ewig mit Leib und Seele verfallen. Doch halten sie mich hoch, und ich habe nichts zu leiden. Aber all ihr Tun ist eitel Blendwerk und Firlefanz. Sie haben kein Blut, kein Herz, kein Gefühl und keinen Glauben. Auf meinen Wunsch lässt der König der Erdgeister das ekelhafte Kind dort in den Bund Abrahams aufnehmen. Vielleicht wird es dann ein menschlich Wesen, das ich lieben und erziehen will, damit es selig werde und ich mir die himmlische Seligkeit verschaffe."

Der Mauhel hatte nun das Schaudern verlernt. Sein Herz war weich wie Wachs geworden, und er sagte: „Nun fällt mir's wie Schuppen von den Augen, und ich verstehe die verrückte, tolle Fahrt über Berg und Tal durch einen Schwarm von Irrlichtern. Ach, ich Menschenwurm sehe wohl

nie wieder das Licht der Sonne. Wie Jonas im tiefsten Untergrund des Meeres bei den missgestalteten Seeungeheuern, so bin ich wohl hundert Klafter tief unter der Oberfläche der Erde. Sonnenstich, Hagelschlag und Regenwetter werden mir wohl nie mehr wehtun.“ Und dabei weinte der Geizhals, der Mauhel.

Doch der Frau tat er leid in seiner Hoffnungslosigkeit, und sie sagte leise: „Halt den Kopf hoch und lass den Mut nicht sinken! Dir kann nichts geschehen, solang du Mund und Hand rein hältst. Geniesse nichts von den Speisen und Getränken der Schedim, nimm nichts von ihren Schätzen, dann bleibst du dein eigener Herr und steigst zum Tageslicht empor. Bist du aber gierig nach Genuss und Besitz, dann verfällst auch du mit Haut und Haaren den Unterirdischen. Du bist nun gewarnt!“

Der Mauhel fasste wieder Mut, richtete sich auf und sah sich im Schlafgemache um. Da kam der Zwerg und führte ihn zur Tafel zurück. Der Mauhel sah nach seiner Uhr, sie zeigte die achte Stunde. Ja, war es Abend, und der Mond stieg am Himmel auf, oder war es Morgen, und die Sonne strahlte am Himmel? Hier unter der Erde war es in aller Ewigkeit Nacht, da war die Uhr ein unnützes Stück Möbel. Da gab es nicht Tag und Nacht, nicht Sommer und Winter, nicht Neumond und Vollmond. Die Männlein und Weiblein waren wohl uralt und würden wohl auch nie sterben.

Als er so nachdachte, stiess ihn der Schedkönig an und sprach: „Freund, esst und trinkt doch, sonst zittert euch nachher die Hand vor Schwäche.“

Da sprach der Mauhel: „Nein, der Wein

trübt die Augen, und ein voller Leib macht unbeholfen. Ich warte, bis ich mich meines Dienstes entledigt habe."

Der Zwerg sagte nichts weiter und holte das Froschkindlein, und der Mauhel nahm es in den Bund Abrahams auf. Die Zwerglein aber sahen erstaunt zu und schüttelten die Köpfe, und ihre langen Bärte und ihre Haarwellen wogten auf und ab, herüber und hinüber, und im grossen Saale wehte es wie ein scharfer Wind.

„So," hub nun der Schedkönig an, als das Fröschlein wieder in der goldenen Schüssel lag, „so, Herr Mauhel, nun labt euch an Kuchen und Feinbrot, oder an Fisch und Braten, und trinkt Kaffee oder Tee, Bier oder Wein. Hier steht alles bereit, greift nur tüchtig zu! Jetzt habt ihr doch euer Meisterstück vollbracht."

Aber der Mauhel lehnte ab: „Noch bin ich angegriffen. Euer Kindlein hat mir recht Sorge gemacht. und ich habe mich ordentlich zusammen nehmen müssen. Lasst mir nur eine Stunde Zeit, bis sich mein Blut beruhigt hat."

Der Sched wollte nicht länger quälen und sagte: „So will ich in der Weile euch meine Armseligkeiten weisen, aber hernach müsst ihr mir die Ehre antun."

Er führte ihn durch einen langen Gang bis zu einem grossen weissen Steine, der glitzerte wie Salz. Er schlug mit einem Stock dagegen, und der Stein schob sich zur Seite, und sie stiegen zwanzig Stufen hinunter. Ueberall flimmerten taumelnde Lichtlein.

Der Mauhel aber sah Blöcke von glänzendem Silber stundenweit nach beiden Seiten. Das Gewölbe zu Häupten war auch silbern. Aber er

sagte nichts. „Nicht wahr, Mauhel," fragte tückisch der König der Schedim, „das glitzert und funkelt ins Herz hinein? Wähle dir einen Silberblock zum Andenken!"

Der Mauhel gedachte der Warnung der unglücklichen Frau des Schedkönigs und sagte gleichgültig: „Ich bin auf der Reise. Und mein Vater hat immer gesagt: Kinder, nehmt auf die Reise kein Silber mit, das ist so schwer und macht euch zum Packesel!"

„Meinetwegen," sagte mürrisch der Sched, und sie gingen weiter.

Nun standen sie vor einer Wand, rot wie Kupfer. Der Zwerg klopfte daran, die Wand spaltete sich, sie gingen zwanzig Stufen hinab und waren in einem Keller. Dort schimmerte alles von Gold. Ringsum lagen Goldsäulen, gross und klein, rund und eckig.

Wieder fragte der Sched: „Nun, Mauhel, wie schaut's? Das ist wohl eine andere Nummer. Gold, ach wie hold! Greift zu und füllet Hand und Taschen, und ich will den Wagen mit einigen Barren beladen lassen."

In den Augen des Geizhalses blitzte es, der Schein des Goldes stach zu sehr in die Augen. Doch er beherrschte sich und sprach so obenhin: „Danke sehr! Mein Lehrer hat immer gesagt: Elendes Gold ist der Sünde Sold. Das Gold hat mir schon genug Kopfschmerz und Nachtunruh verursacht. Lasst es liegen! Hier wird's nicht schmutzig und kann kein Herz verführen."

„Querkopf!" schalt ihn der Zwerg und schob ihn weiter. Sie waren eine Zeitlang gegangen. Da stand eine schwarze Mauer aus Steinkohle ihnen im Wege. Wieder schlug der Zwerg da-

gegen und es entstand eine Lücke, durch die sie gebückt hindurch gingen. Sie standen in einer weiten Halle, deren Wände Kohlengestein waren. Auf allen Seiten plätscherte von oben klares Wasser herunter. Das sammelte sich in vielen Becken. Darin lagen auf dem Grunde Körnchen, so gross wie Schneegraupeln. Der Fussboden zwischen den Becken lag voll von wasserhellen, grünen, blauen und roten Steinen.

„Meine Güte, das sind ja lauter Edelsteine,“ sagte der Mauhel, als der Zwerg schwieg. Der Mauhel kam nicht aus dem Staunen heraus und rief: „Ach, welche Pracht und Herrlichkeit! Daran kann ich mich mein Lebtag nicht satt sehen.“

„Greift zu!“ ermunterte der Zwerg. „Beseht euch die Steine vor der Nase, sie beissen nicht.“

Aber der Mauhel hatte sich wieder besonnen und sagte: „Mir ist doch bange vor diesen Dingern. Meine Mutter hat immer gesagt: Halt dein Herz so rein wie Edelstein! Doch lass den Edelstein fern von deinen Fingern sein!“

„Was ihr nicht alles wisst und gemerkt habt.“ sagte der Zwerg missmutig. „Aber seht hier diese Perlen! Wisst ihr auch darüber ein Sprüchlein?“ Und der Sched neigte sich über das Wasserbecken, griff auf den Grund, holte eine Hand voll Körnlein und zeigte sie dem Mauhel.

Der wunderte sich über die schönen Perlen und sagte: „Nein, hier lässt mich meine Weisheit im Stich. Aber Perlen bedeuten Tränen. Tu sie wieder ins Wasser, sonst vertrocknen sie.“

„An dich ist nichts los zu werden,“ polterte der Sched, warf die Perlen weg und wandte sich rückwärts.

„Komm, du wirst Hunger haben, wir wollen zurück," sagte er und sie krochen durch die Lücke und gingen weiter. Der Mauhel merkte nichts mehr vom Gold und vom Silber, aber er sah eine grosse Tür mit verrosteten Riegeln. Der König der Schedim wollte vorübertrippeln, aber der Mauhel fragte: „Was ist hinter dieser Tür?"

„Ach, altes Eisen," antwortete der Sched und drückte gegen die Tür, die knarrend aufging.

An den Wänden sah der Mauhel Haken und Nägel, und an diesen hingen Schlüssel in Menge.

Da bemerkte er einen Schlüsselbund, der ihm bekannt vorkam, und er starrte ihn an.

Da fragte der Sched: „Was kümmern euch diese Schlüssel, die keinen Wert haben?"

„Ja," sagte der Mauhel, „ich möchte schwören, das sind meine Schlüssel." Und er suchte in seinen Rocktaschen und fand sie nicht, und griff in die Hosentaschen und fand sie nicht, und fühlte an den Westentaschen und fand die Schlüssel nicht, und er hatte sie doch alle eingesteckt, die Schlüssel zu den Geldkästchen und zu den Geldkisten und zu den Stuben und zum Hause.

Der Sched sah seine Bestürzung und fragte: „Eure Schlüssel? Braucht ihr sie denn? Oeffnet ihr denn eure Geldkisten, um das Geld auszugeben? Seit Jahr und Tag hängen diese Schlüssel hier."

„Aber sie sind doch mein," sprach eifrig der Geizhals, „ich habe sie ja schon lange nicht gebraucht. Aber nun möchte ich alles Geld, was ich habe, unter die Leute streuen. Ich sehe ein, Geld muss rollen, damit es Segen stifte. Was nützt all der Reichtum, den ich hier gesehen? Er macht kein Herz froh, keinen Armen satt und

keinen Kranken gesund. Mein Geld will ich zum Fenster hinauswerfen, darum gebt mir meine Schlüssel!"

Der Sched war ärgerlich, doch er sagte: „Ihr habt mir einen Gefallen erwiesen, seid mir als fremdem Mann hierher gefolgt und habt den Wunsch meiner Frau erfüllt. So schenk ich euch diese Schlüssel, über die ihr bisher wegen eures Geizes keine Macht hattet. Der Geizhals hat nicht Kopf, nicht Leib, nicht Herz. Er denkt nicht, er geniesst nicht, er liebt nicht. Er ist ein Sched und gehört zu uns Schedim, die von Gott verflucht sind, unter der Erde wegen ihrer Sünden zu büssen, bis er sich auch unserer erbarmt. Doch nun geht! Euer Wagen steht bereit."

Dann schlug der König der Schedim gegen eine Wand, die sich auftat und den Mauhel hindurchliess.

Der Mauhel stand wie geblendet, denn er war wieder auf der Erde, über ihm lachte der blaue Himmel, und die goldenen Strahlen der Sonne küssten seine Wangen. Er hielt lange die Hände vor den Augen, bis diese sich an das Lichtmeer gewöhnt hatten.

Dann stieg er frohen Herzens und Dank betend auf den Wagen, gab den Pferden einen Wink, und zurück ging es in seine Vaterstadt.

Dort lebte er lange und war kein Geizhals mehr. Und als er starb, da begruben sie einen armen Mann, der reich war an Liebe und guten Werken.

———

Der Schwur.

I.

In Askalon lebte ein wunderbar schönes Mädchen, daran sich die Leute gar nicht satt sehen konnten. Sie nannten es einfach „Schönchen". Auch die Grossmutter hatte ihr Enkelkind sehr lieb und nahm es mit in ihr Haus nach Hebron. Dort wuchs Schönchen zu einer blühenden Jungfrau heran und wurde gar klug und gut. Wenn einer recht traurigen Herzens war, und er sah Schönchen, dann glaubte er, die Sonne breche plötzlich durch die finsteren Wolken und tauche alles in Gold, und er vergass sein Herzeleid. Wenn einer von heftigen Schmerzen übel geplagt wurde, dann ging er zu Schönchen, guckte in ihr liebes Engelsgesicht und lauschte ihrer Stimme, die so voll und so rein wie der Schlag der Nachtigall tönte, und er war dann so gesund wie der Fisch im Wasser. Darum hatte sie jeder lieb.

Die Grossmutter nannte Schönchen ihr Goldkind und schmückte es mit goldenen Schildern an den Schläfen, mit goldenen Halsketten, Armspangen und Fingerringen, und sie sagte: „Das Gold muss sich vor dir schämen, Schönchen. Aber es ist lauter und wird nicht fleckig. So bleib auch du treu und rein wie Gold."

Schönchen hatte aber Heimweh nach ihren Eltern in Askalon, und die Grossmutter legte ihre

zitternden Hände auf Schönchens Haupt und sagte: „Gott segne dich und mache dich wie unsere Mütter Sara, Rebekka, Rahel und Lea,“ küsste und entliess die Enkelin.

Als Schönchen schon lange gegangen war, da brannte die Sonne heiss auf die Felsen und kahlen Bergrücken; nirgends war ein Haus, und der Durst quälte.

Da sah Schönchen am Wege einen Brunnen, der sehr tief war. An einem Baumpfahle war ein Strick befestigt, der mit seinem anderen Ende bis ans Wasser reichte.

Weil es Schönchen im Leibe brannte und die Zunge ihr am Gaumen klebte, liess sie sich am Seile hinab, stellte sich auf den Rand der Quelle und trank, bis sie genug hatte. Jetzt wollte sie wieder hinauf und konnte nicht.

Sie wartete eine Zeitlang, aber niemand kam. Da fiel eine mächtige Angst auf ihr Herz, weil sie glaubte, sie müsse tief unten in der Erde das Leben lassen; sie schrie, jammerte und betete.

Da wurde es dunkel über dem Brunnen. Schönchen hörte die Stimme eines Mannes und bat flehend: „Ach, zieh mich doch hinauf!“ Der Mann hatte Furcht und rief hinunter: „Das lass ich fein bleiben. Du bist gewiss Lilith, die Königin der Nachtgeister, und willst mich nur in deine Netze verstricken.“

Aber Schönchen schwur: „Ich bin ein Mensch wie du und werde hier verhungern, wenn du mich nicht rettest. Ich bin, bei Gott, ein unschuldiges Menschenkind, drum steh mir bei!“

Da rief der Mann oben: „Die Sonne ist vom Himmel in den Brunnen hinabgefallen, und ich soll sie wieder heben. Das tu ich nur um hohen

Preis. Willst du mein eigen sein, du Brunnenmädchen, so will ich dich heraufziehen, denn mein Herz ist in Liebe zu dir entbrannt."

Schönchen besann sich und sprach:

„Hier find' ich einen Ausweg nicht,
Und meiner wartet bittre Qual.
Nach oben lockt das goldne Licht:
Mein Retter sei auch mein Gemahl."

Da rief der Mann hinab: „Schwöre, Schönchen, dass du Wort halten wirst!" Und Schönchen schwur. Sie wurde hinaufgezogen, und vor Freude hüpfte und sprang sie um den Retter herum.

Der wollte sie an sich ziehen und herzen und küssen.

Da sagte Schönchen: „Nein, nein, mein lieber Herr, alles in Ehren! Mein Wort will ich halten und keinem anderen zum Weibe gehören als dir allein. Doch nun geh erst nach Askalon zu meinen Eltern und bitte um ihre Einwilligung. Sie werden meinen Lebensretter gern als Schwiegersohn aufnehmen. Legst du aber hier Hand an mich, so stürze ich mich lieber in den Brunnen."

Der Jüngling war ganz überwältigt von der Schönheit und der Tugend des Mädchens, und er sprach: „So will ich dir nachgeben. Aber der Bund zwischen uns ist geschlossen, und der Himmel ist unser Zeuge!"

In diesem Augenblicke kroch ein Wiesel aus der Brunnenöffnung hervor und schlich über den Weg, und Schönchen sprach: „So sei es! Der Himmel, dieses Wiesel und der Brunnen, sie seien Zeugen des Ehebundes, den wir geschlossen haben. Und nun geh deines Weges! In Askalon erwarte ich dich."

Da trennten sie sich und gingen verschiedene Wege.

II.

Als Schönchen in Askalon die Stube der Eltern betrat, ward diese von Lichtglanz ganz erfüllt, und die Mutter und der Vater weinten vor Freude, herzten und küssten ihr goldiges Kind und konnten lange kein Wörtchen sagen. Schönchen erzählte von der guten Grossmutter und den lieben Leuten in Hebron. Sie verschwieg aber ihr Reiseerlebnis und trug es als ein Geheimnis auf ihrem Herzen. „Wenn der Bundesgenosse kommt," dachte Schönchen, „dann ist es für die Eltern früh genug." Und sie wartete auf den Verlobten Tag für Tag, aber er kam nicht. Jahre vergingen, aber der Verlobte liess sich nicht blicken. Da wich die Freude aus Schönchens Augen, und auf ihrem Gesichte lag ein tiefer Ernst, und eine bange Frage war darauf zu lesen. Allen Goldschmuck legte sie ab, half mit im Hause und dachte immer an den tiefen Brunnen und an den Jüngling im Sonnenschein und hoffte und harrte. Aber der Verlobte kam nicht.

Schönchens Schönheit war weithin bekannt geworden. Viele Freier kamen und warben um ihre Gunst, und die Eltern sprachen auf sie ein, sie solle doch einen Mann wählen, dann werde sie glücklich werden.

„Schönchen," sagte die Mutter, „du bist schön wie die Lilie in Saron. Aber die Lilie verblüht und wird abgemäht. So geht es dir. Bald welkt auch dein liebes Gesichtchen, deine Gestalt schrumpft ein, und niemand fragt nach dir."

Schönchen sagte nichts darauf. Aber sie

wurde erst albern, dann einfältig und zuletzt närrisch. Und die Bekannten sagten: . „Hochmut kommt vor dem Fall. Niemand war Schönchen gut genug. Nun hat der böse Geist sie in seiner Gewalt."

Der Verlobte aber hatte Schönchen vergessen, denn er meinte, sie sei gar kein menschliches Wesen, sondern Lilith gewesen, die sich im Brunnen verborgen habe, um ihn nach und nach in ihre Gewalt zu bekommen. „So schön und so rein ist kein Mädchen," sagte er und ging nicht nach Askalon, sondern weit weg, nach Tyrus, und nahm ein anderes Mädchen zur Frau und lebte glücklich mit ihr und den beiden Knaben, die sie ihm schenkte.

Einmal war er mit seiner Frau und dem ältesten Knaben im Garten. Der Knabe sass auf dem Rasen und zerpflückte eine Lilie. Da kroch ein Wiesel aus der Erde an dem Knaben hinauf und biss ihn in den Hals, dass das rote Blut auf die Lilien spritzte. Das Kind fiel tot hin.

Da sprach der Vater:

„Himmel hoch, Wasser tief,
Wiesel aus dem Brunnen lief."

Die Mutter schrie laut auf, fiel über das tote Kind und brachte es jammernd ins Haus. Am andern Tage begrub sie es im Garten und pflanzte Lilien um sein Grab. Der Vater aber konnte nicht weinen.

Ein Jahr später waren die Eltern wieder im Garten, und am Brunnenhause spielte ihr einziges Kind. Da sank die Erde ein, und der Knabe fiel in den tiefen Brunnen und ertrank.

Der Vater sah es und sprach:

„Himmel hoch, Wasser tief,
Wiesel ans dem Brunnen lief."

Da stürzte die unglückliche Mutter in Verzweiflung zu ihm hin, fasste ihn an der Schulter, rüttelte ihn und sprach: „Du Unglücksrabe, was hast du da gesagt? Du hast ein Geheimnis vor mir. Erzähle, damit ich mich selber schützen kann!“

Und er erzählte von seinem Verlöbnis und von den Zeugen.

Da sagte sie: „Wir müssen uns trennen, denn Schönchen hat ältere Rechte auf dich als ich. Noch zeugt der Himmel wider dich, wenn du dein Wort nicht einlösest.“

Sie gingen zum Rabbi, der schrieb den Scheidebrief, und mit diesem verliess die Frau ihren Mann. Der ging nun nach Askalon und fragte nach Schönchen. Da sagte man: „Ach du meinst das schöne Närrchen, das vom bösen Geist besessen ist? Nach dem fragt schon lange kein Freier mehr.“

Aber er ging doch zu den Eltern. Die weinten und erzählten von der Albernheit Schönchens. Da sprach der Mann: „Ich will sie haben mit allen ihren Fehlern, denn sie hat sicherlich keine.“

Und als er Schönchen gegenüber trat und in ihre fragenden Augen blickte und ihre Wangen sah, so weiss wie die Lilie, da erwachte die alte Liebe und er rief:

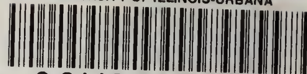
„Himmel hoch, Wasser tief,
Wiesel aus dem Brunnen lief.“

Da erwachte Schönchen aus einem langen Traume, und das Blut schoss jäh in ihre Wangen, so dass sie wie Rosen glühten, und aus den Augen strahlte die Liebe, und sie fiel dem Verlobten um den Hals, und sie küssten sich lange

und konnten sich gar nicht lassen. Dann sprach er: „Du mein teures Schönchen, nun bleib ich bei dir bis zum Tod.“ Am andern Tage feierten sie Hochzeit. Sie lebten aber lange zusammen, waren sehr glücklich und hatten viel Freude an ihren Kindern.



Inhalt:


UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 041957884